1,20 DM/Band 137

BASTEI

Neuer Roman

GESPENSTER-KRIMI

Zur Spannung noch die Gänsehaut





Das Todeskabinett

Gespenster Krimi Nr. 137

von Jason Dark

erschienen am 27.04.1976

Titelbild von Vicente Segrelles

Sinclair Crew

Das Todeskabinett

»Um Himmels willen, das könnt ihr doch nicht machen!«

Der Mann schrie die Worte hinaus. Gnadenlos riß der Kegel einer Taschenlampe sein von Todesangst verzerrtes Gesicht aus der Dunkelheit.

»Und ob wir das können, mein Freund«, erwiderte eine Frauenstimme. Sie klang kalt, ohne einen Funken Gefühl. »Du wirst es gleich sogar spüren.«

Eine Hand deckte den Lichtfinger ab. Sie hielt ein Messer. Die lange zweischneidige Klinge blitzte gefährlich.

Der Mann wollte noch einmal schreien, doch der Laut erstickte schon im Ansatz. Die Frau hatte zugestoßen. »Jetzt gehörst du uns«, flüsterte sie und stieß ein satanisches Kichern aus…

Gelbrot flackerte die Flamme des Zündholzes auf, beleuchtete für Sekunden das harte männliche Gesicht eines jungen Mannes. Eine Zigarette glühte, der Mann räusperte sich.

Das Streichholz verlosch. Würziger Rauch fächerte durch die Zweige des Strauches, hinter dem der Mann sich verborgen hielt.

Er wartete. Wartete auf Milly Day, ein bezauberndes junges Mädchen mit langen weizenblonden Haaren. Seit drei Tagen kannte er sie jetzt, und sie hatten sich von Beginn an sofort ausgezeichnet verstanden.

Rasch hintereinander glühte die Spitze der Zigarette auf, zeugte davon, wie hastig der junge Mann rauchte.

Ja, er war tatsächlich aufgeregt. Eine unerklärliche Angst hielt ihn umklammert. Eine Angst, die ihn jedesmal packte, wenn er sich mit einem Girl verabredet hatte. Er wußte auch nicht, woher diese Angst kam, und niemals vorher war es zu einem Treffen gekommen. Der junge Mann war immer kurz vor der verabredeten Zeit verschwunden. Die Angst in ihm hatte gesiegt.

Doch heute sollte es anders werden!

An diesem Abend wollte er dieses belastende unselige Gefühl endlich einmal unterdrücken. Er wollte leben und lieben wie ein normaler junger Mann.

Schritte drangen an seine Ohren!

Milly kam. Endlich!

Der Mann leckte sich aufgeregt über die Lippen. Wieder war der Drang in ihm wegzulaufen, doch er kämpfte dagegen an.

Und diesmal mit Erfolg.

Die Schritte stockten, eine Schuhsohle raschelte über verfaultes Laub.

»Larry?«

Die Frage war nur ein Hauch. Unsicher, ängstlich.

»Hier bin ich, Milly!« Larry Harker warf die Zigarettenkippe zu Boden und trat sie mit dem Absatz aus. Mit beiden Händen schob er die Zweige zur Seite und drängte sich aus dem Gebüsch. Nasse Spinnweben blieben an seiner Stirn kleben. Es störte ihn nicht.

Milly hatte ihm das Profil zugewandt, suchte ihn in einer anderen Richtung.

»Ich bin hier«, sagte Larry Harker und breitete gleichzeitig die Arme aus.

Milly flog ihm an die Brust. »O Larry«, flüsterte sie. »Du ahnst gar nicht, wie sehr ich mich danach gesehnt habe, endlich mit dir allein sein zu können.«

Der junge Mann preßte das blondhaarige Mädchen fest an sich. Seine Finger streichelten seinen Rücken, das Gesicht hatte er in dem weizenblonden Haar vergraben.

Minutenlang genossen die beiden jungen Menschen das Glücksgefühl, völlig allein zu sein. Sie sagten kein Wort, sondern standen nur dicht

aneinandergeschmiegt beisammen.
Milly war es, die sich löste. Sie hob den Kopf und blickte Larry an. »Wohin gehen wir?« fragte sie mit belegter Stimme, obwohl sie die Antwort schon vorher wußte.
»In das Gartenhaus.«
»Und du meinst, wir sind wirklich allein?«
»Ja.«
»Dann komm, und laß uns nicht länger warten.«
Milly zog den jungen Mann einfach mit sich fort. Sie hielt seine Hand fest umschlossen, als hätte sie Angst, ihren Larry wieder zu verlieren. Wie ein Blitzstrahl hatte sie die Liebe getroffen. Mein Gott, wie würden sie die anderen Schülerinnen beneiden, wenn sie von Larry erzählte. Schließlich war sie nicht die einzige, die ein Auge auf den gutaussehenden jungen Mann geworfen hatte.
Der Weg war schmal, über den sie gingen. Wäßriger Schneematsch klatschte unter ihren Sohlen. Es war stockdunkel. Die Bäume zu beiden Seiten des Weges waren kaum zu sehen, glichen unförmigen drohenden Schatten.
Und plötzlich war die Angst wieder da. Laß sie laufen! warnte Larry eine innere Stimme. Noch ist es Zeit!
Larry Harker wischte sich über die Stirn. Sein Schritt stockte.
»Ist was?« frage Milly, die ebenfalls stehengeblieben war.
»Nein – ich…«
»Komm weiter, Larry, bitte.«
»Ja, ja, schon gut.«
Larry Harker setzte sich wieder in Bewegung. Milly ließ seine Hand los und legte dafür ihren Arm um Larrys Rücken. Selbst durch den dicken Mantel spürte Larry die Wärme des Mädchenkörpers. Verlangen stieg in ihm hoch, verdrängte die Angst.
»Wie weit ist es denn noch?« fragte Milly. Sie drehte den Kopf, und ihr Blick hing an Larrys Lippen.
Der junge Mann lächelte. »Wir sind gleich da.«
»Hoffentlich. Du weißt, ich muß noch vor Mitternacht in der Schule sein. Die Kontrollen sind streng.«
»Keine Angst, ich werde dich pünktlich abliefern.«
Der Weg gabelte sich. Links ging es zum Moor, rechts führte der Pfad zu einer kleinen Lichtung, auf der auch die bewußte Hütte stand.
Gartenhaus, nannte Larry es. Dorthin zog er sich immer zurück, wenn er allein sein wollte. Allein mit sich und der Musik, die er über alles liebte.
Das Haus war aus dicken Holzbohlen zusammengefügt worden, die auch einen Teil der Kälte abhielten. Die Fenster waren klein, die Scheiben blind.
Larry fingerte nach dem Türschlüssel und schloß auf.

»Warte hier«, sagte er zu Milly. »Ich muß erst Licht machen. Wir müssen uns leider mit Kerzenschein begnügen. Es ist alles eben noch etwas primitiv.«

»Ich finde es romantisch.«

Larry Harker ging ins Haus. Kerzen standen auf einem Holzbrett an der Wand. Larry zündete eine an, hielt seine Hand schützend um die Flamme und deutete Milly mit einer Kopfbewegung an, hereinzukommen.

Das Mädchen trat sich den Schneematsch von den Füßen und folgte seinem Freund in den einzigen großen Raum.

Larry zündete noch fünf weitere Kerzen an, und das Licht reichte aus, um sogar ein Buch lesen zu können.

Milly blickte sich um. »Gemütlich ist es, hier. Und sogar ein Klavier hast du«, sagte sie und blickte staunend auf das schwarze Instrument mit dem zugeklappten Deckel. »Spielst du etwas für mich?«

»Vielleicht.«

Larry hatte seinen Mantel ausgezogen und ihn an einen in der Wand eingelassenen Haken gehängt. Er trug jetzt noch einen dicken dunkelroten Pullover und seine verwaschenen Jeans. Sein Gesicht wurde vom Kerzenschein beleuchtet, er flackerte über die dunkelbraunen, melancholisch blickenden Augen, die nicht so recht zu den harten, sehr männlich wirkenden Zügen passen wollten. Und gerade Larrys Blick war es, der in Frauen und Mädchen immer wieder Mutterinstinkte weckte.

Larry streckte die Arme aus. »Gib mir deinen Mantel.«

»Gerne.« Milly schlüpfte aus ihrem Parka, den Larry ebenfalls über den Haken hängte.

»Ich habe leider kein Heizmaterial«, sagte er, »außerdem ist der alte Ofen verstopft.«

»Das macht nichts. Wir werden es uns schon gemütlich machen.« Milly dehnte und streckte sich. Larry sollte erkennen, daß sie unter dem dünnen T-Shirt keinen BH trug.

»Möchtest du etwas trinken?« fragte der junge Mann und strich eine Strähne des langen dunklen Haares aus der Stirn.

»Was hast du denn da?«

»Whisky.«

»Gut, ein Glas, da komme ich immer so leicht in Stimmung.«

Larry lächelte und kramte in einem schmalen, wackeligen Schrank herum.

Milly interessierte mehr das Bett. Es war ein altes breites Metallbett mit einem stabilen Rahmen und einem rotweiß karierten Bezug.

»Schläfst du auch ab und zu hier, Larry?«

»Ja. Besonders im Sommer.«

»Auch immer allein?«

Larrys Augen wurden groß. »Natürlich. Hattest du etwas anderes angenommen?«

»Das ist ja schließlich nicht von der Hand zu weisen. Du bist immerhin vierundzwanzig Jahre alt.«

»Das ist doch kein Grund.« Larrys Stimme klang ungeduldig. »Ich schlafe eben nicht mit jeder.«

»Entschuldige, ich wollte dich nicht beleidigen.«

»Hast du auch nicht.« Larry zuckte die Schultern und hielt die Whiskyflasche gegen eine Kerzenflamme. »Reicht gerade noch für uns beide«, sagte er. »Gläser stehen neben dem Bett auf dem Nachttisch.«

Es waren saubere Trinkgläser. Larry Harker verteilte den Rest des Whiskys und stellte die leere Flasche in eine Ecke. Dann reichte er Milly ein Glas.

»Auf uns«, sagte das blonde Mädchen, leerte das Glas mit einem Zug und mußte sich schütteln.

Larry hatte an der goldbraunen Flüssigkeit nur genippt. Er stellte sein Glas weg und nahm Milly in beide Arme. Fordernd preßten sich seine Lippen gegen die ihren. Milly hatte die Augen geschlossen, spürte nur Larrys tastende Hände, die plötzlich überall an ihrem Körper zu sein schienen.

Automatisch bewegten sich die beiden jungen Menschen dem Bett zu.

Doch plötzlich zuckte Larry zusammen.

Milly nahm den Kopf zurück. »Was ist?« fragte sie.

»Hast du das Geräusch nicht gehört?«

»Das Geräusch?«

»Ja, draußen.«

»Ach, laß doch, es wird irgend ein Tier gewesen sein. Wir brauchen uns darum doch nicht zu kümmern.« Milly nahm Larrys Kopf in beide Hände, doch der junge Mann schob sie von sich.

»Erst muß ich nachsehen, Milly. Dieses Geräusch, es hatte sich angehört wie – Schritte.«

»Du bist verrückt. Du willst mich nur ärgern.«

»Nein. Da, jetzt wieder.«

Milly war blaß geworden. Nervös kaute sie auf ihrer Unterlippe. Sie hatte das Geräusch tatsächlich gehört. Sofort dachte sie an irgendwelche Spanner oder Sittlichkeitsverbrecher. Schon allein bei diesem Gedanken spannte sich eine Gänsehaut über ihren Rücken.

»Ich seh' mal nach«, sagte Larry.

Milly hielt ihn fest. »Bleib hier, bitte. Ich habe Angst. Wir verhalten uns ruhig, löschen die Kerzen und…«

»Ach, Unsinn.« Larry Harker schob das junge Mädchen kurzerhand zur Seite und näherte sich der Tür. Kurz davor wandte er sich noch einmal um. »Du bleibst auf jeden Fall hier«, sagte er, und Besorgnis schwang in seiner Stimme mit.

Milly nickte tapfer.
Larry lächelte ihr aufmunternd zu und verschwand nach draußen. Die Tür zog er nicht ganz ins Schloß.
Milly Day fröstelte. Sie ging auf das Klavier zu und hob den Deckel hoch. Sinnend sah sie auf die hellen und dunklen Tasten. Fast wie von selbst glitten ihre Finger über die Tastatur. Die Melodie eines alten englischen Kinderliedes schwebte durch den Raum. Sie war irgendwie beruhigend, und Milly begann zu lächeln.
Sie ahnte nicht, daß hinter ihrem Rücken schon das Grauen lauerte.
Daumenbreit wurde die Tür aufgestoßen. Die Melodie des Liedes übertönte das leise Quietschen.
Eine bleiche Knochenhand umfaßte das Türholz.
Ein Arm folgte, umhüllt von einem blutroten Samtärmel. Halboffen stand die Tür jetzt, und lautlos schlich die unheimliche Erscheinung in die Hütte.
Groß war sie, reichte bis zur Decke.
Ein beinerner Totenschädel schimmerte unter der hochgezogenen Kapuze. Die blutrote Samtkutte reichte bis zum Boden, bedeckte die Füße. Die Arme des Unheimlichen waren vorgestreckt. Seine Fäuste umklammerten den Griff einer riesigen Sense. Silbern schimmerte das scharfe, gebogene Blatt. Die Augen in dem Schädel waren leer, wirkten wie finstere Schächte.
Der Tod war gekommen…
Im gleichen Augenblick schlug der Tod die Tür zu. Milly Day war seine Gefangene…

***

Der Nachtwind kühlte Larry Harkers Gesicht, trocknete den klebrigen Schweiß. Larry fror. Er hatte seinen wärmenden Mantel im Haus hängen gelassen. Jetzt ärgerte er sich darüber, hatte aber keine Lust, wieder hineinzulaufen.
Larry trat zwei Schritte von der Tür weg und blieb mit dem Rücken an die Hauswand gepreßt stehen.
Er lauschte.
Alles blieb still.
Und doch hatte sich Larry vorhin nicht geirrt. Er hatte die Schritte deutlich vernommen.
Dann hörte er plötzlich die Melodie eines Kinderliedes aufklingen. Fast hätte Larry mitgesummt. Er lächelte und freute sich, daß Milly Klavier spielte. Sicher wollte sie damit ihre Angst unterdrücken.
Larry löste sich von der Hauswand und ging ein Stück in die Dunkelheit hinein. Seine Augen hatten sich schon einigermaßen an die herrschenden Lichtverhältnisse gewöhnt, und Larry konnte die Konturen der Bäume sehen.

Eine Gänsehaut lief über seinen Rücken. Wie leicht konnte sich jemand hinter den Stämmen verstecken. Er dachte an seine beiden Tanten, die ihn gewarnt hatten, nachts einfach loszuziehen. Doch zum Teufel mit den alten Schachteln. Die hätten am liebsten gehabt, wenn er den ganzen Tag im Haus geblieben wäre, damit sie ihn auch gut verwöhnen konnten. So wie sie es früher immer getan haben.

Vielleicht waren ihm die beiden auch nachgeschlichen. Zuzutrauen war denen alles. Sie hatten ihn vor zwei Jahren sogar mal von einem Detektiv beobachten lassen, als er für einige Tage in London gewesen war.

»Lydia! Emily? Seid ihr es?«

Larry sprach die Namen flüsternd aus, er hatte Angst, daß Milly ihn hören konnte, und sie war von den Tanten nicht gerade begeistert.

Larry bekam keine Antwort. Nur der Nachtwind strich durch die Bäume und rieb die Zweige schabend aneinander.

Larry zuckte die Achseln. »Ich werde mich wohl getäuscht haben«, murmelte er, drehte sich um und wollte sich wieder auf den Rückweg machen.

Da traf ihn der Schlag!

Larry hatte das Gefühl, der Kopf würde ihm von den Schultern gerissen. Sterne platzten vor seinen Augen auf, begannen sich in einem wilden Kreisel zu drehen.

Larry Harker sackte in die Knie. Er fiel lang aufs Gesicht, spürte den kalten Schneematsch auf der Haut. Seine Finger gruben sich in den weichen Boden. Er war nicht bewußtlos, nur gelähmt. Larry schmeckte Dreck auf den Lippen, drehte mühsam den Kopf zur Seite. Sein Atem ging japsend. Übelkeit würgte ihn.

Dann sah er die Füße. Sie standen dicht vor seinem Gesicht. Bleiche skelettierte Knochen, die kaum den Boden zu berühren schienen.

»Narr«, sagte eine dumpfe Stimme. »Blutiger Narr!«

Die Füße verschwanden. Zweige raschelten, dann war es still. Nicht einmal das Klavierspiel war mehr zu hören.

Larry versuchte sich hochzustemmen. Es ging nicht. Er war zur Bewegungslosigkeit verdammt.

Tränen der Wut und Hilflosigkeit traten in seine Augen. Er dachte an Milly und daran, daß sie sich jetzt schutzlos in der Hütte befand.

Larry Harker versuchte zu kriechen. Er schaffte es nicht. Der heimtückische Schlag hatte sein Nervenzentrum, seine Reflexe gelähmt.

»Milly!« Larry Harker hatte das Gefühl zu schreien, doch es war kaum ein Krächzen, das aus seiner Kehle drang.

Er fühlte, wie die Kälte durch seinen Pullover zog. Die Sicht auf die Hütte war ihm versperrt.

Eine schreckliche Ahnung stieg in ihm hoch.

***

Angst und Grauen schnürten Milly Day die Kehle zu und bannten das Mädchen auf der Stelle.

Die Gestalt, die vor der Tür stand, sah aus wie aus einem Horrorfilm entsprungen. Sie war riesig, reichte bis zur Decke.

Magisch wurde Millys Blick von der Sense angezogen. Sie sah die blitzende, höllisch scharfe Klinge, auf der sich das Licht der Kerzen brach.

»Was – was wollen Sie?« hauchte Milly, die sich einzureden versuchte, daß alles nur ein Scherz war, den sich Larry ausgedacht hatte.

Der Sensenmann verzog das knöcherne Gesicht. »Dein Leben«, sagte er mit dumpfer Grabesstimme.

Millys Augen wurden weit. Panikartig schüttelte sie den Kopf. »Sie – Sie wollen mich töten?«

»Ja.«

Milly begann plötzlich zu lachen. »Der Spaß war gut, wirklich. Doch jetzt gehen Sie bitte, und sagen Sie Larry, daß Sie mich wirklich erschreckt haben.«

»Ich werde gehen«, antwortete der Tod. »Aber erst nachher.«

»Was heißt das?« Millys Stimme zitterte.

»Nachdem ich dich getötet habe.«

Erst jetzt schien dem jungen Mädchen die ganze Tragweite der grausamen Wahrheit bewußt zu werden. Das war kein Scherz, das war blutiger Ernst. Warnungen von Freundinnen kamen ihr in den Sinn. Laß dich nicht mit Larry Harker ein, hatten sie ihr gesagt. Der hat so etwas Komisches an sich. Gelacht hatte sie über die Warnungen, doch jetzt war es zu spät.

Der Tod hob die Sense.

Die gekrümmte Klinge der Spitze zeigte auf Millys Brust.

Im gleichen Augenblick warf sich das Mädchen herum. Das federnde Stahlblatt verfehlte sie um wenige Millimeter und jagte in die Tastatur des Klaviers. Die Tasten zerbarsten, flogen durch die Luft. Dumpf schlugen einige Saiten an.

Milly hatte sich über das Bett gerollt, kam auf die Füße und hetzte auf die rettende Tür zu.

Der Tod lachte hohl, schwang die Sense über den Kopf und ließ sie durch die Luft pfeifen.

Diesmal hatte Milly keine Chane.

Ihre Hand befand sich nur noch Millimeter vom Türgriff entfernt, als sie einen mörderischen Schlag in den Rücken bekam. Noch im gleichen Augenblick kam der Schmerz, doch den spürte Milly Day schon nicht mehr.

***

Urplötzlich wich die Lähmung von Larry Harker. Der junge Mann konnte es im ersten Moment nicht begreifen, doch dann sprang er auf die Füße.

Mit langen Schritten hetzte er dem Haus entgegen.

Milly! Das war sein einziger Gedanke.

Larry übersah eine tückische Baumwurzel, rutschte aus und fiel hin. Er spürte den Aufprall bis in die Haarspitzen, doch die Sorge um Milly ließ ihn den Schmerz vergessen.

Er raffte sich wieder hoch.

Schon sah er den Lichtschein, der aus der halboffen stehenden Tür fiel.

Larry fiel ein, daß er bei seinem Weggang die Tür bis auf einen kleinen Spalt geschlossen hatte.

Sein Herz hämmerte wie verrückt. Larry warf sich gegen die Tür. Sie klemmte. Etwas Schweres mußte dahinter liegen.

Larry wand sich durch den Türspalt.

Und da packte ihn das Entsetzen.

Milly Day lag auf dem Boden.

Tot!

Larry Harker sah das Blut und glaubte plötzlich, den Verstand zu verlieren. Schreiend warf er sich über die Tote. Tränen rannen an seinen Wangen entlang. Seine Finger strichen über das wachsbleiche verzerrte Gesicht.

»Milly!« flüsterte er weinend. »Milly, bitte, du darfst nicht tot sein. Nein, du nicht.«

Larrys Worte wurden immer wieder von einem krampfhaften Schluchzen unterbrochen.

Doch seine Milly gab keine Antwort.

Larry kam auf die Knie und schob die Arme unter Millys Körper. Er achtete nicht darauf, daß er blutverschmiert war, er hatte nur Augen für Milly.

Behutsam legte er die Leiche auf das Bett, setzte sich auf die Kante und hielt Millys Hand.

Lange starrte er in ihr Gesicht, und nur langsam begann er zu begreifen, daß Milly Day tot war.

Larrys Gesicht war zu einer Grimasse verzerrt, seine Lippen bebten, die Augen waren voll Tränen. »Ich werde den Mann finden, der das getan hat, Milly«, flüsterte er. »Ich werde ihn finden und ihn genauso umbringen, wie er dich umgebracht hat. Alle halten mich für einen Schwächling, aber das bin ich nicht. Ich werde es Ihnen zeigen.« Larry wischte sich über die Stirn, holte ein Taschentuch hervor und schneuzte sich die Nase. »Sie sollen mich noch kennenlernen«, flüsterte er. »Ja, ich werde deinen Tod rächen.«

Larry Harker stand auf, nahm zwei Kerzen von der Fensterbank und stellte sie auf den Nachttisch.

»Die Totenkerzen«, sagte er. »Sie werden dich begleiten. Ich werde sie immer erneuern. Jedesmal wenn sie heruntergebrannt sind, komme ich und wechsele sie aus.«

Aus Larry Harkers Worten sprach in diesen Augenblicken der Wahnsinn. Er hatte den Tod seiner Freundin einfach nicht verkraften können.

Behutsam strich Larry der Toten das weizenblonde Haar aus der Stirn und schloß mit einer zärtlichen Geste ihre Augen. »Ich sage niemandem, daß du tot bist, Milly. Auch nicht meinen Tanten. Sie brauchen es nicht zu wissen. Weißt du, sie haben mir nicht gegönnt, daß du zu mir gehört hast. Aber ich habe mich diesmal nicht beirren lassen. Ich habe meinen Willen durchgesetzt. Ich bin stärker geworden, Milly, und das verdanke ich ganz allein nur dir.«

Wieder putzte sich Larry Harker die Nase. Er hatte das Taschentuch kaum weggesteckt, als er plötzlich eine Stimme hinter seinem Rücken hörte.

»Aber Larry, mit wem redest du denn da?«

Wie vom Blitz getroffen fuhr Larry Harker herum. Sein Gesicht verzerrte sich in panischem Schrecken, doch die Züge glätteten sich rasch, als er erkannte, wer dort gekommen war.

»Tante Lydia«, sagte der junge Mann erstaunt. »Was willst du denn hier…?«

***

Lydia Bradford lachte schrill. »Was ich will? Ich will dir helfen, mein Kleiner.«

Larry verzog das Gesicht. Da war es wieder. Mein Kleiner, hatte sie gesagt. Oh, wie er diese verdammten Kosenamen haßte!

Wild schüttelte Larry den Kopf. »Nein, mir braucht keiner zu helfen. Ich kann auf mich allein achten.« Verzweifelt versuchte er, mit seinem Körper die Tote zu decken. Es gelang ihm nicht.

Lydia Bradford kam näher. Sie trug ein enges kariertes Kostüm und eine Stola um die Schultern. Ihr Gesicht war hager. Tiefe Falten ließen die Haut wie rissiges Mauerwerk erscheinen. Die Nase stach wie ein Pfeil hervor, und der schmallippige Mund war nach unten gebogen. Die grauweißen Haare hatte Lydia Bradford hochgesteckt und sie auf dem Kopf zu einem Knoten gebunden. Hinter den Brillengläsern funkelten kalte, wache Augen, die jeden Menschen, den Lydia kennenlernte, sofort negativ einstuften. Nur bei Larry Harker hatte Lydia Bradford eine Ausnahme gemacht. Ihm allein galt ihre ganze Sorge.

»Was ist geschehen?« fragte sie, und ihre Stimme klang jetzt weich

und beruhigend.
Larry hob die Schultern. »Ich…«
»Du hast sie umgebracht, nicht wahr?«
Larry sprang auf. »Nein!« kreischte er. »Ich habe sie nicht getötet. Es war ein anderer. Ich habe sie doch geliebt, mein Gott.«
»Setz dich wieder hin, Darling.« Die siebzigjährige Frau sprach mit Larry wie mit einem kleinen Kind. »Wir wollen gemeinsam überlegen, wie wir uns aus dieser Situation herauswinden können.«
»Aber ich habe sie doch nicht getötet!«
»Mein armer Junge.« Lydia Bradfords knochige Finger umfaßten Larrys Schultern. »Ich weiß doch, daß du mich nicht anlügst. Aber ob dir die Polizei auch glaubt, das ist fraglich.«
»Die Polizei?«
»Natürlich. Wir müssen sie verständigen. Das ist unsere Pflicht als Bürger.«
»Ja – aber.« Larry blickte auf seine Hände, die blutverschmiert waren. Millys Blut. Auch auf seiner Kleidung befanden sich die dunklen rostfarbenen Flecken. »Was soll ich aber dann machen, Tante Lydia? Wenn das so ist, werden sie mich doch einsperren.«
»Nein, mein Junge. Dich wird niemand einsperren. Laß mich nur machen. Allerdings mußt du von nun an alles tun, was deine beiden Tanten dir sagen.«
Larry nickte eifrig. Sein Vorsatz, auf eigenen Füßen zu stehen, war vergessen. Er stand wieder völlig unter dem Bann der alten Frau.
»Was geschieht nun, Tante Lydia?«
»Gar nichts. Du mußt mir nur einige Fragen beantworten.«
»Ja.«
»Warum hast du sie getötet?«
Larrys Kopf ruckte hoch. Er fletschte die Zähne wie ein Wolf. »Aber ich habe sie doch nicht getötet!« schrie er. »Ich habe sie nicht umgebracht!« Er wiederholte den Satz mehrere Male und schlug sich dabei mit beiden Fäusten auf die Oberschenkel.
Lydia Bradford ließ ihn toben. Aus kalten Augen beobachtete sie den jungen Mann. Ein zynisches Lächeln umspielte ihre Mundwinkel. Sie wußte, daß Larry Wachs in ihren Händen war.
»Warum glaubst du mir denn nicht?« heulte Larry Harker. »Ich habe sie doch nicht getötet. Es war ein anderer. Ich habe ihn sogar gesehen.«
»So?« Lydia Bradford lachte spöttisch. »Wie sah er denn aus?«
Larry wischte sich über das Gesicht. »Ich – äh – also genau kann ich das nicht sagen. Es war schließlich dunkel draußen. Also die ganze Sache war so. Ich bin mit Milly hier in die Hütte gegangen, um einige Stunden…«
»Was du wolltest, kann ich mir denken«, sagte die Alte. »Erzähle das

Wesentliche.«

»Wir waren hier, und plötzlich hörte ich Schritte. Draußen vor dem Haus. Ich bin hinausgelaufen, um nachzusehen und habe mich auch vom Haus entfernt. Und dann hat mich jemand niedergeschlagen. Ich lag auf dem Boden, Tante Lydia, konnte mich nicht bewegen und bekam doch alles mit. Ich war nur gelähmt, doch mein Geist arbeitete weiter. Eine dunkle Stimme sagte dann: Narr oder so ähnlich, und dann sah ich einen Fuß. Aber das war kein richtiger Fuß, sondern ein Skelettknochen. Die Knochen schimmerten bleich, und der Fuß schien die Erde kaum zu berühren. Ich hatte Angst um Milly, wollte ihr helfen, konnte mich aber nicht bewegen. Und plötzlich ging es dann wieder. Ich sprang auf, rannte zum Haus und fand sie. Tot.« Larry Harker fing wieder an zu weinen. »Alles andere weißt du ja, Tante.«

Lydia Bradford schüttelte den Kopf. »Diese Version wird dir niemand abnehmen. Vielleicht war es so – vielleicht aber auch nicht.«

»Was soll das heißen?«

»Du weißt doch selbst, daß du anders bist als die übrigen jungen Männer in deinem Alter. Du bist sehr sensibel und sogar krank, mein Junge.«

»Krank? Aber davon habe ich ja gar nichts gewußt.«

Lydia Bradford nickte. »Wir haben es dir auch immer verschwiegen. Es ist keine Krankheit im körperlichen Sinne, sondern sie ist mehr geistig bedingt. Es gibt in deinem Leben oft Stunden, wo dein Gedächtnis dich verläßt, und dann wirst du zu einem Risikofaktor. Aus diesem Grunde haben wir dich auch immer behütet wie unsere Augäpfel. Du hast es oft als Last empfunden, aber es war nur zu deinem Besten. Heute abend bist du weggelaufen, zu einem Mädchen. Tante Emily und ich, wir hatten uns große Sorgen gemacht und dich überall gesucht. Bis ich die Idee mit diesem Haus hatte. Leider bin ich ein paar Minuten zu spät gekommen, sonst hätte ich alles noch verhindern können.«

»Ich verspreche dir, daß ich von nun an nur auf euch hören werde«, erwiderte Larry Harker mit leiser Stimme und senkte den Kopf.

»Dann laß uns die Sache hier vergessen, und hilf mir, daß Haus anzuzünden. Draußen steht mein Fahrrad. Auf dem Gepäckträger ist ein Kanister mit Benzin. Hol ihn doch bitte herein.«

»Ja, Tante.«

Larry Harker erhob sich und ging nach draußen. Er war noch so durcheinander, daß er gar nicht auf die Idee kam zu fragen, wieso seine Tante schon einen Benzinkanister mitgebracht hatte. Er führte automatisch jeden Auftrag aus.

Lydia Bradford blieb allein im Haus zurück. Sie hatte die knochigen Arme in die Hüften gestemmt und sah sich um. Ohne Erbarmen blickte sie auf das tote Mädchen. Sie erschrak nicht einmal über den

grauenvollen Anblick. Schließlich hatte diese dumme Gans sich ihren Tod selbst zuzuschreiben. Sie hätte die Finger von Larry lassen sollen. Der Junge gehörte ihr und ihrer Zwillingsschwester allein.

Larry Harker kam zurück. In der rechten Hand trug er den Kanister. Der junge Mann bot ein Bild des Jammers.

Sein Blick flackerte unruhig. Auf seinem Gesicht lag die nackte Angst. Er zitterte.

»Komm, gib den Kanister her!«

Lydia Bradfords Stimme klang weich, beruhigend. Die Frau nahm Larry den Kanister ab, öffnete den Verschluß und goß Benzin über die Mädchenleiche.

Es gluckerte, als die Flüssigkeit aus dem Kanister floß. Lydia Bradford kippte auch Benzin über die Wände, benetzte den alten Schrank und verteilte es sogar auf dem Fußboden.

Dann war der Kanister leer.

»Hier, halt ihn solange«, sagte sie.

Aus ihrer kleinen Handtasche kramte Lydia eine Packung Zündhölzer. Dann schob sie Larry nach draußen und stellte sich selbst an die Tür. Schon füllten die Benzindämpfe den Raum, machten das Atmen zur Qual.

Lydia Bradford verließ ebenfalls das Haus, zog ein Kopftuch aus der Handtasche, riß das Zündholz an und setzte das Tuch in Brand.

Sie öffnete die Tür spaltbreit und warf das brennende Stück Stoff in den Raum.

Blitzschnell zog sie die Tür wieder zu.

Im Innern des Zimmers puffte eine Stichflamme hoch und wurde innerhalb von Sekunden zu einer Feuerwand.

Lydia Bradford hatte Larry vom Haus weggezogen. Der junge Mann hielt das Fahrrad und starrte aus weit aufgerissenen Augen auf das brennende Haus.

Schon zerplatzten die ersten Scheiben.

Flammen leckten aus den Öffnungen. Lydia Bradford und Larry Harker mußten ein Stück zurücktreten, als der Gluthauch der Hitze sie streifte.

»Mein Klavier«, sagte Larry und bewies gleichzeitig, daß er Milly schon vergessen hatte.

»Keine Angst, du bekommst ein neues. Wir werden dir sogar einen richtigen Konzertflügel kaufen, und es wird nicht lange dauern, da feierst du Triumphe. Ich sehe deinen Namen schon in allen großen Städten der Welt. Larry Harker spielt Chopin. Die Welt wird aufhorchen, glaube mir.«

Der zuckende Flammenschein ließ den fanatischen Glanz in den Augen der Alten noch intensiver erscheinen.

Das Feuer hatte jetzt das gesamte Haus erfaßt. Eine Wand brach

zusammen. Lange Flammenzungen leckten aus dem Dach. Funken wurden hochgewirbelt, stiegen in den Nachthimmel und verglühten.

Es war ein schaurig schönes Bild, das sich den Blicken der beiden Menschen bot.

»Komm, Larry, wir haben hier nichts mehr verloren.«

Larry Harker stieg in den Sattel, und Lydia Bradford nahm auf dem Gepäckträger Platz. Der leere Benzinkanister schaukelte in ihrer rechten Hand.

Es war schwierig, durch den dicken, glitschigen Schneematsch zu fahren. Larry hatte Mühe, das Rad in der Spur zu halten und fuhr Schlangenlinien.

Er war froh, als er nach einer Viertelstunde eine asphaltierte Straße erreichte, die in einigen Windungen auf Tonbridge zuführte.

Tonbridge ist ein kleiner Ort zwischen London und Southampton, und ungefähr gleichweit von beiden Städten entfernt. Der Ort zählt sechstausend Einwohner und liegt in einer idyllischen Hügelgegend. Industrie gibt es kaum. Viele der männlichen Einwohner arbeiten in London oder Southampton und kommen nur am Wochenende nach Hause.

Larry Harker lebte mit seinen beiden Tanten am Stadtrand von Tonbridge in einem alten Haus, das um die Jahrhundertwende erbaut worden war. Es war zweistöckig, und Larry hatte die gesamte obere Etage für sich, während die Tanten unten ihr Reich besaßen.

Als sie über den schmalen Plattenweg fuhren, der den Vorgarten teilte, wurde die Haustür geöffnet.

Eine Frau, die Lydia Bradford aufs Haar glich, stand in dem offenen Türrechteck.

»Da seid ihr ja endlich«, rief sie, »ich hatte mir schon große Sorgen gemacht.«

Auch die Stimme war mit der von Lydia identisch.

Lydia Bradford sprang zu Boden. Ein heimlicher Beobachter hätte sich gewundert, wie gelenkig die Frau noch war.

»Es ist alles in Ordnung, liebe Emily«, sagte sie und schlüpfte ins Haus. »Bring du doch das Fahrrad in den Schuppen«, rief sie über die Schulter dem jungen Larry Harker zu.

»Ja, Tante Lydia.«

Die beiden Frauen gingen in den Wohnraum. Lydia zog ihre Kostümjacke aus und hängte sie über eine Sessellehne.

»Es hat alles geklappt«, flüsterte sie ihrer Zwillingsschwester zu. »Larry wird wohl nie mehr etwas mit einem Mädchen anfangen.«

Emily Bradford rieb sich die knochigen Hände. »Du bist wunderbar, Lydia«, sagte sie. »Ich hätte das kaum gekonnt.«

»Bedanke dich nicht bei mir, sondern bei ihm. ER hat uns geholfen.«

»Du meinst, wir haben es geschafft?« Emilys Augen leuchteten

fanatisch.
»Ja. ER ist gekommen. Ich habe ihn sehen können. Oh, es war phantastisch. ER war riesig, und in den Händen hielt er eine scharfe Sense, genau wie wir es uns immer gewünscht haben. ER hat uns nicht im Stich gelassen, wir werden ihm noch heute nacht dafür danken. Wir…«
»Still, Lydia. Larry kommt zurück.«
Schon wenige Sekunden später stand der junge Mann im Livingroom. Er hielt den Kopf gesenkt, machte einen niedergeschlagenen Eindruck.
»Aber was ist denn mit dir, mein Junge«, rief Emily Bradford, trat auf Larry zu und nahm seinen Kopf in beide Hände. »Du darfst jetzt nicht mehr daran denken. Es wird alles wieder in Ordnung kommen. Vergiß dieses Mädchen, denke an dich und an uns.«
»Ja, Tante Emily.«
»Du bist ja müde«, sagte Lydia Bradford. »Am besten, du legst dich hin. Warte, ich gehe mit dir hoch.«
»Ja.« Larry drückte sich aus dem Sessel, hauchte Emily einen Kuß auf die faltige Wange und stieg mit Lydia die schmale Treppe hinauf. Das Geländer und die gedrechselten Stäbe waren aus Holz und wurden jeden Tag von den beiden alten Frauen poliert.
Larry besaß drei Zimmer für sich. Einen kombinierten Schlaf- und Wohnraum, ein Hobbyzimmer und das kleine Bad, in dem es auch eine Dusche gab.
Emily Bradford hatte Larrys Bett schon aufgeschlagen. Die Nachttischlampe brannte bereits, und neben ihr lag aufgeschlagen ein Buch über Chopin, Larrys Lieblingskomponisten.
Im Gegensatz zum Livingroom der beiden Alten war Larrys Zimmer modern eingerichtet. Die Möbel waren teuer und entstammten dem besten Anbauprogramm. Larry besaß einen Farbfernseher, eine Stereoanlage und ein Tonband der Spitzenklasse.
»Gute Nacht, mein Junge«, sagte Lydia Bradford und gab Larry einen Kuß auf die Wange.
Der junge Mann schreckte instinktiv vor der Berührung zurück. Lydia bemerkte es mit Erstaunen.
»Was hast du?«
»Ach nichts, Tante, ich bin nur noch etwas durcheinander.«
»Das kann ich gut verstehen. Und deshalb ist es am besten, du legst dich hin und schläfst bis morgen mittag. Wir werden dich schon zum Essen wecken. Vielleicht fahren wir auch nach London und suchen dir einen neuen Flügel aus. Mal sehen.«
Larrys Augen leuchteten. »Das wäre wunderbar, Tante.«
Lydia Bradford lachte, zwinkerte Larry zu und verließ den Raum.
Larry Harker starrte noch einige Sekunden auf die Tür, dann zog er sich aus und ging ins Bad.

Fünf Minuten später – nach einer wohltuenden Dusche – betrat er wieder sein Zimmer und legte sich aufs Bett. Er wollte erst noch etwas lesen, merkte aber, daß ihm die Konzentration fehlte.

Larry Harker löschte das Licht und versuchte zu schlafen.

***

Emily Bradford erwartete ihre Schwester Lydia unten an der Treppe. »Schläft er?« fragte sie mit flüsternder Stimme.

Lydia schüttelte den Kopf. »Nein, er will sich noch duschen.«

Emily lächelte. »Er ist ein braver Junge. So haben wir es uns auch immer vorgestellt.«

Die beiden Frauen gingen zurück in den Livingroom. Lydia holte eine Flasche Likör und zwei Gläser aus dem Schrank. Es war ein grüner Pfefferminzlikör, klebrig und bitter.

Die Frauen tranken ihn mit großem Genuß.

»Wie hat er es denn aufgenommen?« fragte Emily und stellte ihr leeres Glas auf den Tisch.

»Besser als ich dachte. Er saß neben der Leiche und schwor Rache. Ich konnte ihm dieses Vorhaben aber schnell ausreden. Jetzt glaubt er sogar, er hätte diese Milly umgebracht.« Lydia kicherte, als hätte sie einen guten Witz gehört.

»Das ist ja prächtig. Ich sage ja, Lydia, du bist die Größte. Übrigens, ich habe Erkundigungen über diese Milly Day einholen lassen.«

»Und?«

»Ihr Vater bekleidet einen hohen Posten im Innenministerium. Er scheint mächtig viel Einfluß zu haben und wird Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um das Verschwinden seiner Tochter aufzuklären.«

»Die Hölle steht auf unserer Seite«, erwiderte Lydia knapp. »Und was die Nachforschungen angeht, so muß man uns erst mal etwas beweisen. Larry hält sowieso dicht. Schließlich will er ja nicht als Mörder eingesperrt werden. Außerdem haben diese Dorfpolizisten nicht viel Ahnung. Ich kenne mich da aus.«

Emily war nicht so optimistisch. Sie verzog das Gesicht, und ihre Stirn nahm Waschbrettfalten an. »Wenn so etwas passiert, wird meistens Scotland Yard eingeschaltet«, gab sie zu bedenken. »Und bei denen müssen wir vorsichtig sein.«

Jetzt wurde Lydia wütend. »Seit wann bist du so ängstlich?« fauchte sie. »Wer mit der Hölle einen Bund geschlossen hat, braucht die Menschen nicht zu fürchten. Nein, uns kann keiner etwas. Wir sollten in den Keller gehen und unsere Dankbarkeit zeigen. ER hat uns gerettet, vergiß das nie, Emily.«

»Schon gut, Lydia, aber ich bin nun mal eben etwas ängstlicher als du.«

Lydia Bradford winkte ab. Ruckartig erhob sie sich aus dem Sessel,

öffnete die Tür und lauschte in den Flur.
Das Rauschen der Dusche war verstummt. Um Lydias strichdünne Lippen spielte ein Lächeln. Die Luft war rein.
»Komm, Emily.«
Auf Zehenspitzen schlichen die beiden alten Frauen durch den Flur, gingen an der Treppe vorbei und standen schließlich vor der stabilen Kellertür.
Sie war abgeschlossen. Wie immer. Niemand außer den beiden Frauen durfte den Keller betreten. Auch Larry nicht. Er hatte natürlich oft nach dem Grund gefragt, doch Lydia hatte ihm immer gesagt, daß es dort unten nicht mit rechten Dingen zuginge. Und Larry schon als Kind ängstlich und scheu hatte sich strikt daran gehalten. Bis heute.
Den Schlüssel trug Lydia bei sich. Das Schloß war gut geölt und sprang sofort zurück. Lydia drückte die Klinke nach unten und zog die Tür auf.
Muffige, verbrauchte Luft schlug den beiden Frauen entgegen. Elektrisches Licht gab es hier nicht. Dafür lagen in einer Mauernische immer mehrere Kerzen, sowie Zündhölzer bereit.
Lydia und Emily zündeten zwei Kerzen an und gingen die schmalen, hohen Steinstufen hinunter.
Die Treppe war lebensgefährlich, doch die Frauen kannten den Weg im Schlaf.
Das Licht der Kerzen zuckte über dicke Mauerwände, auf denen weißer Schimmel wie eine Puderschicht lag. Mehrere Türen zweigten zu beiden Seiten des Ganges ab. Es waren einfache Lattenroste, durch Vorhängeschlösser gesichert. Dahinter befanden sich die Vorratsräume der beiden Frauen. Dort lagerten Konserven, Heizmaterial und vieles andere mehr.
»Ob ER wach ist?« fragte Emily und hatte Mühe, das Zittern in ihrer Stimme zu unterdrücken.
»Bestimmt«, gab Lydia flüsternd zurück. »Bisher hat ER immer auf uns gewartet.«
Und dann standen sie vor der geheimnisvollen Tür. Sie war aus dicken Holzbohlen gefertigt, befand sich am Ende des Ganges und besaß drei Schlösser.
»Halt mal die Kerze«, sagte Lydia, kramte die passenden Schlüssel hervor und schloß auf.
Aufregung hatte die beiden Frauen gepackt. Obwohl sie schon unzählige Male hier unten waren, war es doch immer wieder ein prickelndes Erlebnis. Nie ließen sich die Reaktionen der finsteren Mächte vorausberechnen, es gab immer wieder neue Überraschungen.
Lydia zog die Tür auf, Grabesluft wehte den Frauen entgegen und ließ sie frösteln.
»Henry?« rief Lydia leise. »Bist du da? Wir sind es. Wir wollen dir

einen Besuch abstatten.«

Henry gab keine Antwort.

Lydia zog ihre Zwillingsschwester mit in das Verlies. Die Kerzen flackerten, bekamen zu wenig Sauerstoff. Und doch reichte der Schein aus, um das unheimliche Verlies zu erleuchten.

Die Mauern waren mit schwarzen, langen Tüchern verhängt, die bis auf den Boden reichten. Die Tücher waren mit seltsamen Zeichen bestickt. Symbole und Formeln der Schwarzen Magie. Selbst an der Decke waren die gefährlichen magischen Symbole zu sehen. Die Kälte und Beklemmung, die dieser Kellerraum ausströmte, war körperlich fühlbar. Selbst das Atmen wurde hier unten erschwert.

Das Zentrum des Verlieses jedoch bildete ein hochlehniger Stuhl. Er stand mit dem Rücken zur Tür, und von der Person, die auf dem Stuhl saß, war nur der Hinterkopf zu sehen und ein Teil der strähnigen grauen Haare.

Lydia blieb stehen. Die rechte Hand mit der Kerze hielt sie ausgestreckt. Der rotgelbe Schein tanzte über dem Stuhl, auf dem der Unheimliche saß.

»Henry?« rief Lydia. »Bist du da, Henry?«

Hohl klangen die Worte und wurden von den dicken Vorhängen verschluckt.

Atemlos warteten die beiden Frauen auf eine Reaktion.

Sie sollten nicht umsonst gewartet haben.

Die Person auf dem Stuhl gab plötzlich ein langgezogenes Ächzen von sich und schwang dann unendlich langsam herum…

***

Larry Harker fand einfach keinen Schlaf. Zu sehr hatten ihn die Ereignisse der vergangenen Stunden innerlich aufgewühlt. Immer wieder sah er das Bild der Toten vor seinem geistigen Auge und spürte die Anklage, die ihm Milly entgegenschleuderte. Doch dann war wieder die Angst vor seinen beiden Tanten da. Eine Angst, die sich seit seiner Kindheit in ihm eingefressen hatte.

Schweißgebadet stand Larry auf. Er zog seinen Morgenmantel über, trat ans Fenster und öffnete es.

Die kühle Nachtluft tat ihm gut. Am Himmel hingen schwere Wolken, und es roch nach Schnee. In der Ferne sah Larry in unregelmäßigen Abständen Lichtpunkte aufblitzen und wieder verschwinden. Dort führte der Highway entlang, der die beiden Städte London und Southampton miteinander verband. Die Schnellstraße lief an Tonbridge vorbei, war aber durch einen Zubringer gut zu erreichen.

Er schloß das Fenster, wollte sich wieder hinlegen und überlegte es sich dann aber anders.

Nein, er würde noch einmal mit den Tanten reden. Bestimmt waren sie noch wach. Sie gingen nie vor Mitternacht schlafen, und die Tageswende war noch nicht erreicht.

Kurzentschlossen öffnete Larry seine Zimmertür und trat in den Gang. Er beugte sich über das Holzgeländer und blickte nach unten. Aus dem Livingroom fiel schwacher Lichtschein in den Flur. Demnach waren die Tanten noch auf.

Larry ging die Treppe hinab und bemühte sich dabei nicht einmal, besonders leise zu sein.

Dann stand er vor der Tür zum Livingroom.

»Tante Lydia! Tante Emily!« rief er und drückte die Tür ganz auf.

Keine Antwort, das Zimmer war leer.

Larry überlegte. Sollten die beiden schon im Bett liegen und vergessen haben, das Licht zu löschen? Es war möglich.

Larry wandte sich dem Schlafraum zu, klopfte an die Tür, und als er keine Antwort bekam, trat er kurzentschlossen ein.

Im Schlafzimmer war es dunkel. Larry machte Licht. Keine der beiden Tanten lag im Bett. Wie große Wolken lagen die glatten Daunenoberbetten auf den Matratzen.

Larry löschte das Licht und zog die Tür wieder zu. Sinnend stand er in der Dunkelheit. Wo konnten die beiden sein? Waren sie noch mal weggegangen? Aber mitten in der Nacht? Unmöglich, so etwas taten sie nicht. Nein, sie mußten sich noch irgendwo im Haus aufhalten.

Der Keller fiel Larry ein.

Schon allein der Gedanke daran ließ ihn frösteln. Es war ihm immer verboten worden, den Keller zu betreten, und er hatte sich auch in den langen Jahren immer an das Verbot gehalten, obwohl er nicht verleugnen konnte, daß der Keller irgendwie eine gewisse Anziehungskraft auf ihn auslöste.

Larry raffte allen Mut zusammen. Ja, er wollte heute in den Keller gehen.

Wie ein Dieb schlich er sich an der Treppe vorbei und erreichte die Kellertür.

Stockfinster war es um ihn herum. Das Licht, das aus dem Livingroom fiel, reichte nicht bis hierher.

Larry atmete schneller. Aufgeregt huschte seine Zunge über die spröden Lippen.

Er tastete die Tür ab und stellte fest, daß sie nicht verschlossen war.

Unendlich langsam zog er sie auf. Wenn sie jetzt ein Geräusch machte, dann war er entdeckt.

Alles ging gut.

Larry schlüpfte durch den entstandenen Spalt und schob sein rechtes Bein vor.

Die Fußspitze ertastete eine Stufe. Sie war ziemlich steil. Larry, der

nur Pantoffeln trug, fühlte die Kälte des Steins durch die dünnen Sohlen.

Er breitete die Arme aus und stützte sich mit den Händen rechts und links an der Wand ab, als er die steilen Stufen hinunterging. Seine Augen waren weit aufgerissen, bohrten sich in die Dunkelheit. War dahinten nicht ein heller Schimmer zu sehen?

Larry blieb stehen und starrte solange in die Schwärze, daß seine Augen schon anfingen zu tränen. Aber er hatte sich nicht getäuscht. Der helle Schimmer war tatsächlich da. Es war nur ein schmaler Lichtstreifen, und er mußte unter einer Tür hervorkommen.

Larry wischte sich über das Gesicht. Jetzt war er sicher, daß er seine Tanten gefunden hatte.

Obwohl er schon jahrelang in diesem Haus wohnte, bewegte er sich doch in dem Keller wie ein Fremder. Unter seinen Fingern spürte er die feuchten, schimmeligen Wände, und als er unbeschadet das Ende der Treppe erreicht hatte, atmete er erst einmal auf.

Die erste Hürde war genommen.

Schritt für Schritt ging Larry Harker weiter. Die Arme hatte er ausgestreckt, um ein eventuelles Hindernis schnell genug zu ertasten.

Doch er kam gut voran und hatte etwa die Hälfte des Weges hinter sich gebracht, als er die Stimmen hörte. Larry blieb stehen. Lauschte.

Die Stimmen mußten aus dem Raum dringen, unter dessen Tür auch der Lichtbalken hervorkroch.

Deutlich erkannte Larry die Stimmen seiner beiden Tanten. Aber mit wem sprachen sie da? Oder unterhielten sie sich nur miteinander? Sätze oder Worte konnte Larry nicht verstehen, dafür war er noch zu weit von dem Raum entfernt.

Larry setzte sich wieder in Bewegung. Vorsichtig, nur auf Zehenspitzen.

Jetzt wurden die Stimmen lauter, waren besser zu verstehen.

Larry hörte Worte wie Satan, Teufel und Hölle. Es waren Begriffe, die ihn erschreckten, vor allen Dingen deshalb, weil seine Tanten es waren, die sie ausstießen.

Was hatte das zu bedeuten? Weshalb verkrochen die beiden sich hier? Welches Geheimnis verbarg der Raum?

Larry spürte, wie sein Herz gegen die Rippen hämmerte, und er hatte das Gefühl, man müsse das Geräusch meilenweit hören.

Der junge Mann mußte sich überwinden, weiterzugehen, und als er die Tür erreicht hatte, legte er sein Ohr gegen das Holz.

Die Stimmen waren verstummt.

Dafür vernahm er ein grauenhaftes Stöhnen. Es war so schrecklich und unheimlich, wie Larry es noch nie gehört hatte. Es schien geradewegs aus den Tiefen der Hölle zu kommen.

Eine Gänsehaut rieselte über Larry Harkers Rücken, und der junge

Mann spürte die Angst und das Grauen wie eine drückende Last.
Immer noch klang das Stöhnen auf, doch jetzt mischte sich ein Kreischen und Kichern darunter, daß es in Larrys Ohren schrillte.
Was ging hinter der Tür vor?
Larrys Körper war verkrampft, seine Hände hatten sich zu Fäusten geballt, die Fingernägel schnitten in das Fleisch. Er spürte den Drang in sich, die Tür zu öffnen, doch dann hielt ihn wieder die Angst davon ab.
Er hatte plötzlich die Vision, in dem Verlies würden gräßliche Ungeheuer auf ihn warten, um ihn umzubringen.
Larry richtete sich auf. Die kreischenden Geräusche waren verstummt, dafür vernahm er jetzt einen monotonen Singsang aus dumpfen, für Larrys Ohren unheimlichen Lauten, die ihm von Beginn an Angst und Grauen einflößten.
Larry Harker hielt es nicht mehr aus. Er wollte plötzlich gar nicht mehr wissen, was hinter der Tür geschah, für ihn gab es nur noch eins.
Weg von hier! Weg aus diesem unheimlichen Keller, in dem es nicht mit rechten Dingen zuging und in dem die Angst nistete.
Larry lief so schnell es ging zurück. In der Dunkelheit übersah er die erste Stufe und stieß mit dem rechten Schienbein schmerzhaft gegen die Kante.
Larry verzog das Gesicht. Er hätte schreien können, doch er verbiß sich den glühenden Schmerz. Die Angst vor einer Entdeckung war noch größer.
Auf allen vieren kroch Larry die Treppe hoch und erreichte unbeschadet die Tür.
Wie ein Betrunkener wankte er durch das Erdgeschoß des Hauses, erreichte die Treppe zum ersten Stock und stolperte sie hinauf.
Er warf sich gegen die Tür seines Zimmers und ließ sich auf das Bett fallen.
Schweratmend lag er auf dem Rücken und zitterte am gesamten Körper. Was er erlebt hatte, war so ungeheuerlich, daß er mit niemandem darüber reden konnte. Sicher, seine Tanten waren schon immer etwas schrullig gewesen, und er hatte sich auch immer darüber gewundert, daß die Tür zum Keller verschlossen war, aber was die beiden Frauen dort im Keller trieben, darüber hatte er nie nachgedacht. Er hatte die entsprechenden Gedanken einfach verdrängt.
Plötzlich hörte er Stimmen. Sie kamen aus dem Erdgeschoß, und Larry hörte deutlich, wie Tante Lydia sagte: »Ich sehe mal nach.«
Mit einem Satz sprang Larry Harker vom Bett. Er riß sich den Morgenmantel vom Körper und hängte ihn in den Schrank. Dann löschte er das Licht und kroch unter die Decke.
Schritte kamen die Treppe hoch.

Larry hielt den Atem an, tat, als ob er schliefe.
Die Schritte verhielten vor seiner Tür.
»Larry?« Das war Tante Lydias Stimme.
Der junge Mann gab keine Antwort. Er hatte sich auf die Seite gedreht und die Augen halb geöffnet.
Trotz der schlechten Lichtverhältnisse erkannte Larry, wie die Klinke nach unten gedrückt wurde, und wenig später stand Tante Lydia in seinem Zimmer.
»Schläfst du schon, Larry?«
Der junge Mann gab keine Antwort, er versuchte nur, tief und regelmäßig zu atmen.
»Warum verstellst du dich, Larry?« Lydia Bradford drückte den Lichtschalter, und die Deckenleuchte flammte auf.
Zwei Schritte, und Lydia stand neben Larrys Bett. Den linken Arm hatte sie auf dem Rücken verborgen.
Larry wußte, daß er seiner Tante nichts vormachen konnte, und öffnete die Augen.
Lydia Bradfords Lächeln war falsch wie ihre Zähne, als sie fragte: »Warst du noch einmal unten, Larry?«
»Ich? Wieso? Nein…«
»Warum lügst du, Larry. Du warst unten. Und ich kann es auch beweisen. Hier.«
Im gleichen Atemzug kam Lydia Bradfords Hand hinter dem Rücken hervor. Zwischen ihren Fingern hielt sie Larrys Pantoffel. »Du hast ihn verloren, Larry…«

***

Jetzt ist alles aus! Wie eine Flamme schoß der Gedanke in Larry Harker hoch. Er wurde rot und konnte es nicht verhindern. Schon als kleiner Junge hatte er nicht dagegen angekonnt.
»Willst du mir nicht die Wahrheit sagen, Larry?«
Der junge Mann setzte sich im Bett auf. Noch immer starrte er auf den Pantoffel, während sich hinter seiner Stirn fieberhaft die Gedanken jagten.
»Es war so, Tante Lydia. Ich – ich konnte nicht schlafen. Ich war einfach zu aufgewühlt. Und plötzlich bekam ich riesigen Durst. Ich bin aufgestanden, habe nach euch gerufen, und als ich keine Antwort erhielt, bin ich einfach nach unten gegangen. Ich…«
»Und dann hast du dir etwas aus dem Kühlschrank genommen«, unterbrach Lydia Bradford ihn.
»Ja«, sagte Larry schnell und erleichtert. »So war es.«
Lydia Bradford ließ den Pantoffel fallen. »Ich habe ihn unten an der Treppe gefunden. Du mußt sehr schnell hochgelaufen sein.«
Larry senkte den Kopf. »Ja, ich hatte ein schlechtes Gewissen«, sagte

er leise.
»Aber das brauchst du doch nicht. Was uns gehört, das kannst du dir doch auch nehmen. Wir waren zu der Zeit gerade im Keller und haben unseren Konservenvorrat nachgezählt. Deine Tante Emily ist plötzlich auf den Gedanken gekommen. Und du weißt ja selbst, wenn sie sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hat, ist sie so leicht nicht mehr davon abzubringen.«
Larry hörte gar nicht mehr hin, was seine Tante noch alles sagte. Er war unsagbar erleichtert und dankte Gott, daß er den Pantoffel nicht unten im Keller verloren hatte. Hätte Tante Lydia den Pantoffel dort entdeckt, hätte er nicht gewußt, wie er sich aus der Sache rauswinden sollte.
Lydia Bradford beugte sich vor und hauchte Larry noch einen Kuß auf die Stirn. »Dann schlaf mal, mein Junge«, sagte sie. »Mitternacht ist schon vorüber, und du brauchst die Ruhe.«
»Ja, Tante, ich werde es versuchen.«
Lydia Bradford lächelte noch einmal beruhigend und verließ das Zimmer. Leise schloß sie die Tür und Larry Harker konnte den Stein förmlich poltern hören, der ihm da vom Herzen fiel.
Diesmal war es gut gegangen. Doch Larry Harker war von der Neugierde gepackt worden, und tief in seinem Innern nagten schon die ersten Zweifel an der Redlichkeit seiner Tanten…

***

BEAUTY SCHOOL stand auf dem Messingschild, das an einem Torpfeiler befestigt war. Darüber blinkten die Rillen eines Lautsprechers, und einen Klingelknopf gab es auch.
Das Haus selbst wirkte wie eine Festung. Die Mauern waren dick und die Fassade mit Putz und Stuck überhäuft. Die Fenster waren schmal und hoch und hatten Doppelscheiben. Zwei gewaltige Ulmen standen links und rechts des Einganges. Ihre knorrigen, dicken Äste wirkten wie mahnende Finger.
Das Haus und der Park strahlten eine gewisse Solidität aus, und das war es auch, was der Direktor der BEAUTY SCHOOL bezweckte. Schließlich zahlten die Eltern der Mädchen horrende Summen, um ihre Töchter hier in den ›Feinen Umgangsformen‹ ausbilden zu lassen.
Auch an diesem trüben Wintervormittag wirkte das Haus wie eine uneinnehmbare Trutzburg. Doch hinter der Fassade begann es langsam zu bröckeln, und das lag besonders an Frederic Stafford, dem Direktor der Schule.
Stafford saß hinter seinem Eichenschreibtisch wie ein griechischer Rachegott. Sein Gesicht war hochrot, und seine Augen schienen fast aus den Höhlen zu quellen.
Etwas Ungeheueres war geschehen!

Eine Schülerin war über Nacht fortgeblieben und auch am Vormittag nicht erschienen. Das Girl hieß Milly Day und war im allgemeinen als stilles, strebsames Wesen bekannt und beliebt. Daß sie einfach über Nacht weggeblieben war, damit hätte niemand gerechnet. Und doch mußte sich Frederic Stafford mit den Tatsachen abfinden.

Eine umfangreiche Suchaktion war vergebens gewesen. Stafford hatte bewußt noch nicht die Polizei eingeschaltet und auch den anderen Schülerinnen nichts davon gesagt. Er wollte Ärger und Unruhe vermeiden. An der Suche hatte nur das Lehrpersonal teilgenommen, und die einzelnen Kollegen hatten sich in Staffords Augen auch nicht viel Mühe gegeben.

Immer wieder wischte er sich mit einem blütenweißen Taschentuch über die hohe Stirn.

Im Augenblick spielten seine Finger mit einem Bleistift. Allein diese Geste zeugte davon, wie nervös Stafford war.

Schließlich gab er sich einen Ruck und drückte mit dem Zeigefinger der rechten Hand auf die Taste der Gegensprechanlage.

»Ja, Sir?« ertönte eine weibliche Stimme.

»Bitten Sie Miss Folsom zu mir, Brenda.«

»Sofort, Sir.«

Frederic Stafford lehnte sich zurück. Miss Folsom war die Hausmeisterin und gleichzeitig die Anstandsdame in der Schule. Sie war eine alte Jungfer und von den Schülerinnen mit dem Namen Nebelkrähe versehen worden. Miss Folsom war eine giftige Person und gönnte den Schülerinnen nicht einmal das kleinste Vergnügen. Nur Frederic Stafford war ihr heimlicher Schwarm, was aber wiederum nicht auf Gegenseitigkeit beruhte.

Als zaghaft gegen die Tür geklopft wurde, rief Frederic Stafford ›Herein‹. Seine Stimme durchbrach die Stille wie ein Pistolenschuß.

Miss Folsom schob sich in das Zimmer.

»Sie haben mich rufen lassen, Sir?«

»Ja. Kommen Sie näher, und bleiben Sie nicht an der Tür stehen.«

»Danke, Sir, danke.«

Miss Folsom blieb mit hinter dem Rücken verschränkten Händen in leicht gebückter Haltung vor dem großen Schreibtisch stehen und blinzelte hinter ihrer Brille her dem Direktor fragend in die Augen.

Der Begriff ›graue Maus‹ war für Miss Folsom schon ein Kompliment. An ihr war aber auch gar nichts Auffälliges. Das Gesicht war immer bleich, und sie trug nur weiße, gestärkte und sehr hochgeschlossene Blusen. An diesem Tag hatte sie ein graues Tweedkostüm an, das sie noch farbloser erscheinen ließ. Ihre Füße steckten in Schuhen mit flachen Absätzen.

Frederic Stafford betrachtete die Hausmeisterin etwa eine halbe Minute lang.

Dann räusperte er sich und sagte: »Wir haben keine Spur von Milly Day gefunden, Miss Folsom. Ich sehe mich leider gezwungen, die Polizei einzuschalten.«

»Mein Gott.« In einer Schreckreaktion preßte Miss Folsom ihre rechte Hand vor den Mund.

Stafford lächelte maliziös. »Ich kann mir denken, daß Ihnen das nicht recht ist, Miss Folsom. Schließlich hatten Sie gestern bis Mitternacht Dienst. Sie hätten Milly Day ja sehen müssen, wie sie die Schule verlassen hat.«

»Sir, ich…«

»Ach, schweigen Sie. Diese Mädchen sind schlauer als Sie, Miss Folsom. Wahrscheinlich ist Milly Day durch ein Fenster geklettert, und dann ist alles andere nur noch ein Kinderspiel. Wir wollen uns aber nicht lange mit Selbstvorwürfen aufhalten, sondern zum Thema kommen. Ich hatte Ihnen den Auftrag gegeben, sich einmal unauffällig nach Milly zu erkundigen. Was ist dabei herausgekommen?«

Miss Folsom wurde rot, was bei ihr selten und nur in Gegenwart ihres Chefs vorkam. »Sir, ich habe es versucht, aber die Schülerinnen haben mir entweder gar keine oder nur patzige Antworten gegeben. Sie wissen ja selbst, heutzutage gibt es keine Respektpersonen…«

»Ja, ja, schon gut.« Stafford winkte ab. »Beinahe hatte ich mir so etwas gedacht. Dann werde ich es versuchen. Eine Frage: sind die Schülerinnen alle im Haus?«

»Selbstverständlich, Sir.«

»Gut. Dann berufen Sie in einer halben Stunde eine Versammlung in der kleinen Aula ein. Schaffen Sie das?«

»Ja, Sir.«

»Danke, das war's.«

Miss Folsom verneigte sich und ging mit steifen Schritten zur Tür. Frederic Stafford mußte daran denken, daß sie von den Schülerinnen Nebelkrähe genannt wurde, und trotz der ernsten Situation huschte ein schmales Lächeln über seine Lippen.

Er zündete sich eine Pfeife an und verbrachte die nächsten fünfundzwanzig Minuten in dumpfen Grübeleien. Er hatte Angst davor, Millys Vater zu benachrichtigen. Jonathan Day besaß einen einflußreichen Posten im Innenministerium und konnte auch einem Mann wie Stafford die Hölle heiß machen.

Fünf Minuten vor der verabredeten Zeit verließ Frederic Stafford sein Arbeitszimmer und begab sich in die kleine Aula.

Etwa vierzig junge Mädchen saßen auf den harten Stühlen und blickten ihn spöttisch an. Die meisten kicherten, als Stafford den Saal betrat. Der Direktor war das gewohnt, er nahm es nicht zu Kenntnis. Sein Blick glitt auch gleichgültig über die provozierend engen Pullover der Schülerinnen hinweg, er konnte sich in seiner Stellung keine

Gefühle leisten. Wenigstens nicht, was die weiblichen Reize betraf.

»Meine Damen«, sagte Stafford, »Sie werden vielleicht schon bemerkt haben, daß jemand aus Ihrer Mitte fehlt. Milly Day ist in der vergangenen Nacht nicht in die Schule zurückgekehrt. Und auch bis zum jetzigen Zeitpunkt haben wir keine Spur von ihr.«

In der ersten Reihe begann eine Blondine mit langer Pferdemähne zu kichern. »Die kleine Milly wird sich bestimmt jemanden geangelt haben«, sagte sie. »Schließlich muß jeder mal anfangen, und ich…«

»Ihre Bemerkungen können Sie sich sparen«, unterbrach Stafford die Schülerin. »Ich habe wohl vergessen, Ihnen zu sagen, daß es sich hier um eine todernste Angelegenheit handelt. Milly Day kann etwas passiert sein, und deshalb möchte ich Sie bitten, mit mir zusammenzuarbeiten. Wer von Ihnen weiß, wo Milly Day gestern abend hingegangen ist?«

Schweigen. Die Mädchen sahen sich an und zuckten die Schultern. Manche machten auch ein übertrieben gelangweiltes Gesicht, und Stafford konnte ihnen ansehen, daß sie auf seine Frage bewußt keine Antwort gaben.

»Gut, dann fragen wir anders«, sagte Frederic Stafford, der sich so leicht nicht aus der Ruhe bringen ließ. »Wer von Ihnen teilt mit Milly Day das Zimmer?«

Ein schwarzhaariges Mädchen mit einer wilden Lockenfrisur stand auf. Provozierend stemmte sie ihre Arme gegen den Gürtel der verwaschenen Jeans und sagte: »Ich teile mit ihr das Zimmer.«

»Schön. Dann werden Sie uns sicher sagen können, Miss Sturgess, was Milly am gestrigen Abend vorgehabt hatte. Sie wird doch mit Ihnen darüber geredet haben.«

Janet Sturgess schüttelte den Kopf, daß die Locken nur so hin und her wirbelten. »Da sind Sie aber auf dem falschen Dampfer, Sir. Über Vergnügungen haben wir nie geredet.«

Janet Sturgess hatte kaum ausgesprochen, als die anderen Mädchen anfingen zu lachen, und es dauerte einige Zeit, bis die Ruhe wiederhergestellt war.

»So kommen wir doch nicht weiter«, sagte Frederic Stafford. »Ich sehe, Sie wollen mir nicht helfen, das wird es sein. Aber ich apelliere noch einmal an Ihren gesunden Menschenverstand. Sie…«

Das harte Klopfen an der Tür unterbrach den Direktor. Irritiert wandte er den Kopf.

»Ja?«

Miss Folsom streckte ihren Kopf in die Aula. Ihr Gesicht war noch bleicher als sonst.

»Entschuldigen Sie, bitte, Sir, aber da möchte Sie ein Herr sprechen.«

»Hat das nicht Zeit?«

»Nein, Sir.«

Stafford atmete tief aus und blickte auf seine Uhr. »Gut, aber nur ein paar Minuten.«

Während er auf die Tür zuging, begannen die Mädchen schon zu kichern und ihre Witze zu reißen.

Draußen auf dem Gang mit der hohen gewölbten Decke und den baumdicken Säulen flüsterte Miss Folsom: »Der Herr ist von der Polizei, Sir.«

Ein heißer Schreck durchzuckte den Direktor. Er beherrschte sich aber und fragte mit ruhiger Stimme: »Wo ist der Mann?«

»Hier, Sir.«

Ein Mann in einem grauen Sportsakko und einer dunklen Hose trat hinter einer der Säulen hervor. Über dem Arm hatte er einen gefütterten Mantel hängen, und hinter den Gläsern der dunklen Hornbrille blitzten zwei wache Augen.

»Ich bin Inspektor Talbot«, sagte er.

»Schon gut, Inspektor, ich kenne Sie vom Ansehen«, erwiderte Frederic Stafford und sagte im gleichen Atemzug: »Danke, Miss Folsom, Sie können gehen.«

Die Hausmeisterin verschwand lautlos.

»Womit kann ich Ihnen dienen, Inspektor?« fragte Frederic Stafford.

»Es geht um eine etwas rätselhafte Sache, Sir«, sagte der Beamte und griff in die linke Sakkotasche. »Hier in der Nähe des Ortes ist eine Waldhütte abgebrannt. Der Mann, der uns benachrichtigt hat, hat außerdem noch in der zerstörten Hütte eine völlig verkohlte Leiche gefunden. Eine Frauenleiche, wie wir festgestellt haben.« Der Inspektor tat einen tiefen Atemzug, ehe er weitersprach. »Die Leiche ist natürlich kaum zu identifizieren, nur eine Uhr hat den Brand überstanden. Auf der Rückseite des Deckels ist ein Name eingraviert. Bitte, Sir, sehen Sie sich die Uhr an, und sagen Sie mir dann, ob Sie den Namen kennen.«

Frederic Stafford faßte die Uhr so vorsichtig an, als wäre sie ein kostbarer Diamant. Er drehte sie herum, sah auf die Rückseite und hatte plötzlich das Gefühl, von einem Schock getroffen zu werden. Die Buchstaben verschwammen vor seinen Augen, und der Direktor brauchte einige Zeit, um wieder klar sehen zu können.

Milly Day. 10. 4. 1974.

Das waren die Worte und Zahlen, die in den Deckel eingraviert worden waren.

»Sie kennen die Uhr, Sir?« fragte der Inspektor.

»Kennen nicht. Aber den Namen, der dort eingraviert worden ist.« Frederic Stafford kannte seine eigene Stimme nicht wieder. »Milly Day ist, nein, war eine von unseren Schülerinnen.«

»Das tut mir leid«, sagte der Inspektor. »Aber wir können die Augen nicht verschließen. Es ist ein Mord geschehen. Es werden zahlreiche

Unannehmlichkeiten auf Sie und Ihre Schülerinnen zukommen, aber das kann ich leider nicht ändern.«

»Natürlich nicht, Inspektor. Sie tun ja nur Ihre Pflicht. Sind die Eltern des Mädchens schon benachrichtigt worden?«

»Ja.«

»Danke. Sie nehmen mir eine große Last ab.« Der Direktor stützte sich an eine Säule, als ihm schwindelig vor Augen wurde.

»Wann kann ich mit Ihren Schülerinnen reden, Sir?«

»Wann immer Sie wollen. Aber lassen Sie mich zuerst mit ihnen sprechen.«

»Selbstverständlich.«

Frederic Stafford ging den Weg zurück als ein gebrochener Mann. Er hörte kaum das Lachen, das ihm entgegenschallte, als er die Aula betrat.

Die Mädchen mußten wohl am Gesicht des Direktors abgelesen haben, daß etwas nicht stimmte, denn plötzlich bereitete sich eisiges Schweigen aus.

Mit Gewalt mußte sich Frederic Stafford zusammenreißen. Sein leerer Blick ging durch die Schülerinnen hindurch, als er sagte: »Milly Day ist ermordet worden!«

***

Larry Harker schreckte zusammen, als es unten an der Haustür klingelte.

Das ist die Polizei! schoß es ihm durch den Kopf. Mein Gott, was mach' ich bloß? Larry wurde rot und blaß zugleich. Ausgerechnet jetzt waren seine beiden Tanten nicht da. Sie waren in den Ort gefahren, um einzukaufen.

Larry kaute nervös auf seiner Unterlippe.

Wieder schellte es. Diesmal länger, fordernder.

Dem jungen Mann blieb fast das Herz stehen. Trotzdem raffte er allen Mut zusammen und lief die Treppe hinunter.

Durch das kleine Fenster neben der Haustür konnte man nach draußen sehen. Larry schob vorsichtig die Gardine zur Seite und peilte durch die Scheibe.

Es waren keine Polizisten, die vor der Tür standen, sondern ein junges Mädchen. Larry konnte es nur im Profil sehen, erkannte aber in ihm eine der Freundinnen von Milly.

Ehe das Girl zum drittenmal seinen Finger auf den Klingelknopf legen konnte, öffnete Larry die Tür.

»Ja?« fragte er leise und ein wenig abweisend.

»Ich muß dich mal sprechen.« Das Gesicht unter dem lockigen, dunklen Haar wirkte sehr ernst. Larry sah, daß das Girl grüne Augen hatte. Seine Hände hatte es in den Taschen des offenstehenden Parkas

vergraben.

»Wer bist du?« fragte Larry.

»Ich bin Janet Sturgess. Ich habe mit Milly Day auf einem Zimmer gewohnt.«

»Und was willst du von mir?«

»Das kann ich dir besser im Haus sagen, Larry!«

Der junge Mann zögerte. Er hatte eigentlich nicht vor, Janet Sturgess hineinzulassen, außerdem hatten die Tanten ihm verboten, jemanden mitzubringen, wenn sie nicht da waren, doch Janet Sturgess gab nicht so leicht auf. Sie quetschte sich kurzerhand an Larry vorbei in die kleine Diele.

»He, was…«

»Mach die Tür zu, Larry.«

Der junge Mann folgte automatisch dem Befehl. Dann gingen die beiden in den Livingroom. Janet verzog das Gesicht, als sie die Einrichtung sah. »Und zwischen solch einem Kram kannst du leben?« fragte sie.

»Man gewöhnt sich daran.«

Janet wandte Larry ihr Gesicht zu. »Du bist komisch«, sagte sie, »aber das ist ja egal. Ich bin nicht gekommen, um mit dir über dich zu sprechen, sondern über Milly, Sie ist tot!«

»Nein!« Larry taumelte zurück und ließ sich in einen Sessel fallen. »Das – das ist unmöglich.«

»Es ist wahr, Larry. Mit solchen Sachen treibe ich keine Scherze.« Janet beobachtete den jungen Mann genau, und sie erkannte, daß er ein wenig schauspielerte, daß er von Millys Tod schon gewußt hatte.

Larry Harker schluckte ein paarmal und fragte dann: »Und was habe ich damit zu tun?«

»Du warst mit ihr zusammen!«

Larry sprang auf. »Woher willst du das wissen?« schrie er. »Außerdem ist es gelogen. Ich war in den letzten Tagen und Nächten hier im Haus. Das werden meine Tanten auf jeden Fall bezeugen können.«

»Die Aussagen kenne ich, Larry. Aber mir kannst du ja viel erzählen. Die Frage ist nur, ob dir auch die Polizisten glauben werden.«

»Was habe ich denn mit den Polizisten zu tun?«

»Larry, du bist ein schlechter Schauspieler«, stellte die Schwarzhaarige fest. »Alle Schülerinnen der Beauty-School sind schon vernommen worden. Oder wenigstens fast alle. Natürlich habe ich den Beamten gesagt, daß mir Milly erzählt hat, mit wem sie die Nacht verbringen wollte.«

Larry Harker begann zu lachen, doch es klang ziemlich unecht. »Natürlich bestreite ich nicht, daß ich Milly gekannt habe, aber ich war in der Nacht hier zu Hause.«

Jetzt wurde Janet wütend. Sie sprang auf. »Sei doch nicht so stur, verdammt.« In ihren Augen glitzerten Tränen. »Milly Day ist in einer Waldhütte umgebracht worden, die deinen Tanten gehört. Wer sonst hätte dort hineinkommen können, außer dir?«

»Jeder! Das Schloß ist einfach zu knacken. Das kannst du sogar mit einer Sicherheitsnadel schaffen, wenn du etwas geschickt bist. Und ich weiß auch, was du willst. Du hältst mich für den Mörder, nicht wahr?«

»Wenn du es genau wissen willst – ja!«

Larry Harker hob den rechten Arm. »Du bist ein Miststück. Du bist…«

»Ja!« schrie Janet Sturgess. »Schlag doch! Hast du Milly auch geschlagen? Du kannst mich ja gleich umbringen, oder macht dir das keinen Spaß, du Bestie, du!«

Larry Harker war bleich wie ein Leichentuch geworden. Doch plötzlich ließ er den Arm sinken und fiel zurück in den Sessel.

»Geh«, flüsterte er. »Verschwinde von hier. Ich will dich nicht mehr sehen.«

Janet Sturgess war erregt. Ihre Hände hatten sich zu Fäusten geballt, und die Brust hob und senkte sich bei jedem Atemzug. »Ja, Larry Harker, ich gehe. Aber ich werde wiederkommen, verlaß dich darauf.«

Janet machte auf dem Absatz kehrt, rannte aus dem Zimmer und riß die Haustür auf. Fast wäre sie mit den beiden Zwillingsschwestern zusammengestoßen, doch im letzten Moment konnte sie zur Seite springen.

Verblüfft sahen ihr Lydia und Emily Bradford nach.

Lydia fing sich als erste. »Da ist was passiert!« stieß sie hervor und lief ins Haus.

Larry Harker saß totenblaß im Livingroom. »Tante Lydia«, rief er, »gut, daß du da bist.«

»Mein Junge!« Lydia Bradford zog Larry aus dem Sessel. »Was ist geschehen?«

»Diese Janet Sturgess, sie – sie ist eine Freundin von Milly Day. Sie hält mich für den Mörder und hat es mir mitten ins Gesicht gesagt.«

»So ist das also«, meinte Lydia Bradford. »Ich glaube, wir müssen uns um die Kleine mal kümmern«, sagte sie, zu ihrer Schwester gewandt, und nur Emily konnte das teuflische Funkeln in ihren Augen sehen…

***

Die Ansichtskarte aus Tunesien zeigte einen strahlendblauen Himmel und einen weißgelben Sandstrand, auf dem sich unzählige Bikinimädchen tummelten.

Oberinspektor Sinclair drehte die Karte um und sah auf die Rückseite.

Viele Grüße, Deine Jane, stand dort.

John Sinclair legte die Stirn in Falten. Jane Collins hatte die Karte

geschrieben. Die Detektivin tummelte sich momentan am Strand des Mittelmeeres, um sich von dem letzten haarsträubenden Abenteuer zu erholen. Sie war zusammen mit John Sinclair auf den Orkney-Inseln gewesen. Gemeinsam hatten sie dort gegen die Ungeheuer der Drachenburg gekämpft, und während Jane ein paar Wochen ausspannen konnte, hockte John Sinclair in seinem Büro und wagte vom Urlaub nicht einmal zu träumen.

Manchmal waren im Leben die Karten ziemlich ungerecht verteilt.

Der jüngste Oberinspektor im Yard tippte an seinem Bericht über den letzten Fall. Und das schon seit drei Tagen, denn Schreibtischarbeit haßte John wie ein Vampir die Sonne.

Wenn er nach draußen sah, tat der trübe Januartag noch sein Übriges, um Johns Laune um einige Grade zu verschlechtern. Selbst die Zigarette schmeckte ihm nicht, und da es im Büro ziemlich stickig war, drehte John die Heizung ab.

Er hatte sich gerade wieder hingesetzt, als das Telefon läutete.

John war über jede ›Störung‹ dankbar und meldete sich mit einem forschen: »Sinclair!«

»Kommen Sie doch mal rüber, Oberinspektor«, schallte John die Stimme seines Chefs, Superintendent Powell, entgegen.

»Gut, Sir, ich bin in wenigen Minuten bei Ihnen.«

John Sinclair stand auf und schlüpfte in sein Jackett. Der Oberinspektor war ein großer, durchtrainierter Mann mit stahlblauen Augen und kurzgeschnittenen blonden Haaren. Seine Mundwinkel schienen immer zu einem Lächeln verzogen zu sein, und auf seiner rechten Wange prangte eine fingerlange Narbe. Ein Andenken an Doktor Tod, seinen bisher stärksten Gegner.

John Sinclair war ein As auf seinem Gebiet. Er bekam die Fälle zugewiesen, die ins Übersinnliche, Okkulte spielten. Und da ließ es sich nicht vermeiden, daß er dann und wann auf Vampire, Dämonen oder Werwölfe stieß. Doch John Sinclair – scherzhaft auch Geister-Jäger genannt – hatte im Laufe der Zeit Methoden entwickelt, um auch den Mächten der Finsternis zu trotzen.

Das Büro seines Chefs befand sich auf der gleichen Etage.

Superintendent Powell war nicht allein. In dem Besuchersessel saß ein Mann, den John Sinclair vom Bildschirm her kannte. Er spielte in der Politik eine Rolle und galt als ziemlich aggressiv und unbequem. John mochte ihn nicht besonders, ließ es sich aber nicht anmerken.

Der Oberinspektor brauchte nur in Powells Gesicht zu sehen, um zu merken, daß der Superintendent von dem Besuch auch nicht gerade angetan war.

Als John die schalldichte Tür hinter sich geschlossen hatte, blickte der Besucher hoch. Er hatte ein leicht gerötetes Gesicht mit einer kleinen, schon fast weiblichen Nase und flachem Kinn. Sein

dunkelblauer Nadelstreifenanzug saß wie angegossen, das Hemd war blütenweiß, und John erkannte, daß der Mann eine schwarze Krawatte trug.

Superintendent Powell machte die Männer miteinander bekannt.

»Doktor Day, das ist Oberinspektor Sinclair, von dem ich Ihnen berichtet hatte.«

Doktor Day blickte John prüfend an und nickte. Dann sagte er: »Hoffentlich sind Sie wirklich so gut, wie Ihr Chef es mir gesagt hat.«

»Ich weiß leider nicht, worum es geht«, erwiderte John und warf Powell einen verstohlenen Blick zu. Doch der Superintendent hob nur die Schultern.

»Es geht um meine Tochter, Oberinspektor«, sagte Doktor Day. »Sie ist ermordet worden. Man hat sie bestialisch umgebracht. Verbrannt in einer alten Hütte. Und ich will, daß sich Scotland Yard in den Fall einschaltet. Milly war auf einer Schule in Tonbridge, und den Dorfpolizisten, die dort arbeiten, traue ich nicht.«

»Das sagen Sie den Kollegen besser nicht«, erwiderte John, in dem der Ärger hochstieg und der am liebsten wieder in sein Büro gegangen wäre. »Ich habe schon unter den Dorfpolizisten, wie Sie sie nennen, sehr fähige Kollegen kennengelernt.«

Doktor Day blickte ein paar Sekunden irritiert, hatte sich dann aber wieder gefaßt. »Nun gut, lassen wir das. Ich will nur, daß der Mörder meiner Tochter gefunden wird. Und ich möchte mir nicht hinterher sagen müssen, daß ich nicht alles getan habe, was in meinen Kräften steht. Ihr Chef, Superintendent Powell, hat Sie mir als besten Mann empfohlen, und wenn Sie sich normalerweise auch um andere Fälle kümmern, wie ich gehört habe, werden Sie diesmal eine Ausnahme machen. Das ist eine Anordnung, Herr Oberinspektor. Ich selbst kann leider in den nächsten zwei Tagen nicht nach Tonbridge kommen, da ich dienstlich verhindert bin. Fahren Sie in den Ort, und klären Sie das Verbrechen. Ich habe bereits die entsprechenden Anweisungen erlassen. Das war's, Herr Oberinspektor.«

Doktor Day stand auf, nickte den beiden Männern noch einmal zu und verließ das Büro.

John Sinclair sah ihm kopfschüttelnd nach. Dann ließ er sich auf den Besucherstuhl fallen. »Das finde ich gar nicht nett, was Sie mir da eingebrockt haben, Sir«, sagte er zu Superintendent Powell. »Bisher hatte ich immer gedacht, normale Mordfälle fallen nicht in mein Ressort.«

»Es ist ja auch nur eine Ausnahme.« Powell nahm einen Schluck von seinem Magenwasser und verzog das Gesicht. Dann rückte er sich die Brille zurecht und blinzelte John Sinclair hinter den dicken Gläsern her an. »Ich habe nicht ablehnen können. Doktor Day hat zuviel Einfluß, glauben Sie mir. Und da Sie im Moment sowieso leidige

Büroarbeit machen, dachte ich, dieser Fall käme Ihnen gelegen.«

»Dann lieber Büroarbeit«, erwiderte John. »Denken Sie daran, ich pfusche den Kollegen nicht gerne ins Handwerk.«

»Ich weiß selbst, daß der Job mit Unannehmlichkeiten verbunden ist. Aber Sie besitzen das gewisse Fingerspitzengefühl, das man für solch eine Sache eben braucht.«

»Danke für die Blumen, Sir.« John grinste. »Und wann soll ich fahren?«

»Am besten gleich. Die paar Meilen haben Sie doch in nicht mal einer Stunde heruntergerissen.«

»Okay, dann.« John erhob sich. »Eine Akte über den Mordfall haben Sie ja wahrscheinlich nicht, oder?«

»Nein. Es ist am besten, Sie setzen sich sofort mit Inspektor Talbot von der Mordkommission in Tonbridge in Verbindung. Er kann Ihnen alles sagen und ist bereits darüber informiert, daß Sie kommen.«

John fletschte die Zähne, »Ich freue mich schon auf den herzlichen Empfang.«

»Seien Sie doch mal Optimist, Sinclair«, sagte der Superintendent.

»Das, Sir, fällt mir bei meinem Job ehrlich gesagt schwer. Aber ich trage es mit Fassung. Sie hören dann von mir.«

»Viel Erfolg, Sinclair«, wünschte Superintendent Powell noch.

Mist, dachte John. Da muß man sich doch noch mit einem normalen Mordfall herumschlagen.

Wie sehr sich der Oberinspektor jedoch irrte, konnte er zu diesem Zeitpunkt noch nicht ahnen…

***

»Sie haben mir gerade noch zu meinem Glück gefehlt«, sagte Inspektor Talbot zur Begrüßung. Sein Lächeln fiel demnach mehr als gequält aus.

John Sinclair hob die Schultern. »Sorry, Kollege, aber ich konnte es nicht ändern. Sie wissen ja selbst, wie das ist. Befehl von oben.«

Inspektor Talbot war von seinem Schreibtischstuhl aufgestanden. John Sinclair schien ihm nicht unsympathisch zu sein. Ein Lächeln stahl sich auf sein Gesicht. »Ich kann es Ihnen nachfühlen, Sir. Ich kenne das.«

Talbot reichte John die Hand. »Auf gute Zusammenarbeit.«

Der Oberinspektor schlug ein. Dann meinte er: »Sagen Sie John zu mir, Kollege.«

»Einverstanden. Aber nur wenn Sie mich Will nennen.«

»All right, Will.«

Nachdem die ›Fronten‹ geklärt waren, bat Talbot den Oberinspektor, Platz zu nehmen. Der Besucherstuhl war genauso hart wie in unzähligen anderen Polizeibüros auch. Er paßte zu der spartanischen

Einrichtung. Ein Schreibtisch, zwei Stühle, zwei Aktenschränke und einige Garderobehaken bildeten das Mobiliar. Die Polizeistation lag an einer Hauptstraße, und draußen rollte unablässig der Autoverkehr vorbei. Talbot bestellte zwei Tassen Tee, die von einer älteren Sekretärin gebracht wurden. John trank den Tee wie immer nur mit Kandiszucker.

Die Mittagszeit war eben vorbei. John hatte die Strecke nach Tonbridge in einer wirklich guten Zeit geschafft. Gegessen hatte er unterwegs an einer Raststätte.

Inspektor Talbot strich sich sein flachsblondes Haar zurück und griff nach seiner Hornbrille, die vor ihm auf der Schreibtischplatte lag, direkt neben einem roten Schnellhefter. Talbot setzte die Brille auf und reichte den Hefter John Sinclair hinüber. »Hier finden Sie die Aussagen der Schülerinnen, die wir bisher befragt haben. Achten Sie bitte nicht auf die Form, es wird alles noch einmal getippt. Meine Beamten haben in der Schule eine Art Stützpunkt eingerichtet und protokollieren laufend weiter. Ich bekomme die Aussagen immer schubweise hereingereicht.«

»Danke, Will.« John nahm den Hefter, lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und begann zu lesen.

Er hatte schon nach der dritten Seite Glück. John war auf die Aussage einer gewissen Janet Sturgess gestoßen. Die junge Dame hatte mit der Ermordeten auf einem Zimmer gelebt und war ihr auch privat näher gekommen. Janet berichtete von einer Verabredung, die Milly in der Mordnacht gehabt haben sollte. Und zwar mit einem Mann namens Larry Harker.

John ließ die Akte sinken und wies Inspektor Talbot auf die Aussage hin.

Talbot nickte. »Ja, ich weiß Bescheid. Über diese Sache bin ich ebenfalls gestolpert.«

»Haben Sie sich diesen Larry Harker schon einmal vorgenommen?« fragte John.

»Nein, noch nicht. Ich wollte es im Laufe des Tages noch tun.«

»Hm.« John legte seine Stirn in Falten. »Kennen Sie denn Larry Harker?«

Inspektor Talbot spielte mit seiner kurzen Shagpfeife. »Ich kenne ihn nicht persönlich. Aber Sie wissen ja, wie das in einer Kleinstadt ist. Hier spricht jeder über jeden. Manchmal ist das sogar von Vorteil. Man hört so einiges. Soviel mir bekannt ist, wohnt Larry Harker mit seinen zwei Tanten zusammen. Am südlichen Ortsrand besitzen sie ein kleines Haus.«

»Sonst wissen Sie nichts über ihn?«

»Nein, nichts Konkretes. Nur eben, was die Leute so reden.«

»Und was reden die so?«

Talbot winkte ab. »Ach, wissen Sie, John, ich will Sie nicht beeinflussen. Man spricht viel über Larry Harker. Er ist eben nicht so wie die anderen. Ist kein Rocker, hat keine langen Haare, schwärmt nicht für Popmusik – er lebt halt sehr zurückgezogen. Und dabei soll er – wenn man auf das Gewäsch der Teenager hören kann – sogar sehr gut aussehen.«

John grinste. »Das ist doch schon immerhin etwas.«

»Nun machen Sie mal keinen großen Wind um die Sache, John. Was ich Ihnen gerade erzählt habe, sind Klatschgeschichten. Ich persönlich würde Larry Harker nie für den Mörder des Mädchens halten.«

»Und wer hat das Ihrer Meinung nach getan?«

»Ein Penner vielleicht. Und der ist bestimmt längst über alle Berge. Es gab kein Motiv für den Mord.«

John wiegte den Kopf. »Ich habe doch selbst die Protokolle gelesen. Wie ist diese Milly Day denn in die Hütte gelangt, die den Harkers gehört?«

»Der Mörder kann sie schon als Leiche hineingeschleppt haben. Das Schloß konnte bald jeder knacken. Nein, John, diesen Mord muß ein Irrer begangen haben.«

Der Oberinspektor stand auf und legte den Hefter wieder auf Talbots Schreibtisch. »Wir werden sehen, Will.«

Talbot bekam große Augen. »Aber was ist denn los? Wollen Sie nicht erst noch die weiteren Protokolle lesen?«

»Jetzt nicht. Ich halte mich lieber an Larry Harker. Bitte geben Sie mir die genaue Adresse.«

Talbot kramte einen Zettel hervor, den John einsteckte. Dann erklärte er seinem Kollegen noch den kürzesten Weg.

»Ich werde hier die Stellung halten«, sagte Talbot. Er begleitete John bis nach draußen und warf einen anerkennenden Blick auf den metallicfarbenen Bentley. »Verdient man beim Yard soviel, daß man sich diesen Wagen leisten kann? Wenn das so ist, wechsle ich auf der Stelle.«

John lachte. »So schlimm ist es nicht. Der Wagen ist mein Hobby, und ich muß dafür auf so manches andere Vergnügen verzichten.«

»Wie heiraten, zum Beispiel, was?«

»Genau. Aber ob das ein Vergnügen ist…«

Talbot winkte ab. »Ich führe jetzt bald zwanzig Jahre einen Ehekrieg. Da gibt es Sachen, sage ich Ihnen…«

John lachte noch, als er bereits hinter dem Lenkrad saß.

Eine Gruppe von Kindern hatte sich um das Polizeigebäude versammelt. Natürlich hatte sich der Mord in Windeseile herumgesprochen, und jetzt warteten manche Menschen auf neue Sensationen.

John steuerte aus der für Polizeifahrzeuge reservierten Parktasche

und fädelte sich in den Verkehr ein.

Der Bentley fuhr durch eine typische englische Kleinstadt. Die Häuser waren aus hellen Ziegelsteinen erbaut worden, und die Fensterscheiben der Häuser und Geschäfte blitzten vor Sauberkeit.

Der Verkehr war ziemlich stark und einer Kreisstadt wie Tonbridge würdig.

Als John vor einer Ampel stoppen mußte, erkundigte er sich bei einer Frau noch einmal nach dem Weg, bekam eine präzise Auskunft, bedankte sich und fuhr weiter.

Schon bald wurde es ländlicher. Die Häuser lagen weiter auseinander, oft getrennt durch Gärten und Wiesen. Ein Überlandbus hielt an einer Haltestelle und spie einige Fahrgäste aus.

Das Haus, in dem Larry Harker wohnte, lag in einer Seitenstraße. Es war praktisch das letzte Gebäude, das noch zu Tonbridge zählte. Dahinter begannen Wiesen, Wälder und eine unwirtliche Moorgegend, die aber schon bald industriell erschlossen werden sollte.

John stoppte seinen Bentley einige Yard vor dem Haus und hatte kaum den Motor ausgeschaltet, als sich aus der Deckung eines Baumes eine Mädchengestalt löste, über die Straße gelaufen kam und John zuwinkte.

Der Oberinspektor ließ die Seitenscheibe des Bentley heruntersummen.

Etwas atemlos blieb das Girl stehen. Es hatte lockiges, pechschwarzes Haar und grüne Augen.

»Sie sind von der Polizei, nicht wahr?« Diese Frage war mehr eine Feststellung.

John lächelte. »Ja. Sieht man mir das an?«

Das Girl schüttelte den Kopf. »Nein, aber ich habe an Ihrem Nummernschild gesehen, daß Sie aus London kommen…«

»… und da haben Sie angenommen, daß ich ein Polizist bin«, vollendete John den Satz.

»Genau.«

»Sie haben wirklich eine bestechende Logik. Und was kann ich für Sie tun?«

Das Gesicht des Mädchens nahm einen verschwörerischen Ausdruck an. »Sie wollen doch da rein«, sagte sie und deutete mit dem Daumen über die Schulter in Richtung des Hauses.

»Das hatte ich vor. Ich verstehe nur nicht, warum Sie sich dafür interessieren?«

»Das will ich Ihnen sagen. Milly Day ist doch ermordet worden.«

Als John keine Antwort gab, sprach das Girl weiter: »Und ich, wissen Sie, ich habe mit Milly auf einem Zimmer gelebt.«

»Dann sind Sie Janet Sturgess«, sagte John.

»Stimmt. Haben Sie meine Aussagen schon gelesen und auch den

Verdacht, den ich habe, Inspektor…«

»Oberinspektor Sinclair«, stellte John sich vor.

Janet bekam große Augen. »Der Geister-Jäger?«

»Bin ich schon so bekannt?« fragte John.

»Bei mir schon. Ich interessiere mich unwahrscheinlich für Kriminalistik und habe auch zahlreiche Fachzeitschriften gelesen. Ihr Name ist oft erwähnt worden.«

»Na ja, lassen wir das«, sagte John, dem das Ganze peinlich war und der es nach Möglichkeit vermeiden wollte, daß er zu bekannt wurde. »Was wollen Sie also von mir, Miss Sturgess?«

»Sie müssen Larry Harker verhaften, Herr Oberinspektor. Er ist der Mörder. Ganz bestimmt.«

»Nun mal langsam, liebes Kind. Wenn Sie so sicher sind, dann haben Sie bestimmt auch Beweise.«

»Beweise? Aber ich bitte Sie. Larry Harker war doch in der Mordnacht mit Milly zusammen.«

»Wissen Sie das genau?«

»Wenn Sie mich so fragen, nicht. Milly hat wenigstens am Abend vorher davon gesprochen.«

»Sehen Sie.« John ließ die Scheibe wieder hochfahren und stieg aus. »Nur auf einen reinen Verdacht hin kann man einen Menschen doch nicht einsperren, Miss Sturgess. Das müßten Sie doch wissen, wo Sie schließlich so viele Zeitschriften lesen.«

Janet senkte den Kopf. »Na ja, so habe ich es ja nicht gemeint.«

»Trotzdem, vielen Dank für Ihre Hilfe. Ich werde nachher noch mit Ihnen reden. Sie können solange auf mich warten, falls es Ihnen nichts ausmacht.«

»Wo denken Sie hin, Herr Oberinspektor? Schließlich beobachte ich das Haus schon seit einigen Stunden.«

»Na, dann passen Sie mal auf, daß Ihnen nichts entgeht.«

»Ich glaube, Sie nehmen mich nicht ernst Herr Oberinspektor.«

»Doch, doch«, sagte John lächelnd. »Ihnen kommt das nur so vor. Bis später dann.«

John Sinclair ging mit langen Schritten auf das Tor des kleinen Vorgartens zu.

Janet Sturgess blickte ihm nachdenklich hinterher. »Und dieser Harker ist doch der Mörder«, flüsterte sie. »Davon lasse ich mich einfach nicht abbringen.«

***

Lydia und Emily Bradford standen hinter der Gardine. Aus schmalen Augenschlitzen starrten sie auf die Straße hinaus, wo diese Janet Sturgess mit einem Mann sprach, der in einem Bentley saß.

»Der will bestimmt zu uns«, sagte Lydia und schob die Gardine ein

kleines Stück zur Seite.
»Der Wagen hat ein Londoner Kennzeichen«, bemerkte Emily und faßte nach dem Arm ihrer Zwillingsschwester. »Ob der Kerl vielleicht von der Polizei ist?«
»Wahrscheinlich.«
»Und was machen wir jetzt?« Emilys Stimme klang belegt. Ihre Zungenspitze huschte aufgeregt über die trockenen Lippen. Ein Zeichen, daß die Frau nervös war.
Lydia wandte ihrer Schwester kurz das Gesicht zu. »Abwarten und die Ruhe behalten. Vor allen Dingen du. Du gehst jetzt zu Larry hoch und schärfst ihm noch einmal ein, was er zu antworten hat, falls der Polizist ihm Fragen stellen sollte.«
»Ja, Lydia, das werde ich sofort tun.« Emily Bradford war froh, von hier unten verschwinden zu können. Mit schnellen Schritten lief sie die Treppe hoch.
Lydia beobachtete weiter. Der Mann hatte den Bentley verlassen. Er sah gut aus, das mußte selbst Lydia Bradford anerkennen. Er war groß, blond und hatte breite Schultern. Sein blaugrauer Anzug saß wie angegossen, und die einfarbige Seidenkrawatte zu dem leicht getönten Hemd vervollständigte den guten Gesamteindruck.
Der Mann sprach noch einige Worte mit Janet Sturgess und trennte sich dann von ihr.
Lydia Bradford atmete auf. Sie hatte schon gedacht, er würde das Girl mitbringen. Es hätte unter Umständen Schwierigkeiten bereiten können.
Der Fremde kam geradewegs auf das Haus zu. Sein Gang war kraftvoll und federnd, und auch die Narbe im Gesicht des Mannes wirkte keineswegs störend. Das Gegenteil war eher der Fall. Der Fremde sah aus, als könne man ihm so leicht nichts vormachen.
Es klingelte.
Lydia Bradford ließ ein paar Sekunden verstreichen, bevor sie zur Tür ging. Es sollte nicht so aussehen, als hätte sie auf den Besuch gewartet.
Zwei blaue Augen musterten Lydia freundlich, als sie die Tür öffnete.
»Miss Bradford?« fragte der Mann mit einer angenehm dunklen Stimme.
»Ja, ich bin Lydia Bradford. Kann ich etwas für Sie tun, Mister?«
John Sinclair zückte seinen Dienstausweis. »Ich bin Oberinspektor Sinclair von Scotland Yard und hätte einige Fragen an Sie und an Larry Harker. Er wohnt doch hier, oder?«
»Sicher, Sir. Bitte kommen Sie herein.«
»Danke.«
Während des kurzen Dialogs hatte John die Frau schnell gemustert. Lydia Bradford trug einen grauen Pullover und einen Rock in der

gleichen Farbe. Sie hatte ein hageres Gesicht, kleine, kalte Augen und einen schmalen Mund, dessen Winkel leicht nach unten hingen.

Lydia Bradford führte ihren Gast in den Livingroom. John nahm in einem Sessel Platz und lehnte ein angebotenes Getränk dankend ab.

Lydia Bradford setzte sich ihm gegenüber auf die Couch und plazierte beide Hände auf ihre Knie. Erwartungsvoll blickte sie den Geister-Jäger an.

»Sie werden sich den Grund sicherlich denken können, weshalb ich gekommen bin«, begann John.

»Ja, Sir. Es geht um den Mord an der Schülerin.«

»Richtig.« John Sinclair nickte bestätigend. »Milly Day soll laut Aussagen ihrer Klassenkameradinnen mit Ihrem Neffen Larry befreundet gewesen sein und sich sogar für die vergangene Nacht verabredet gehabt haben. Stimmt das?«

Lydia Bradford lächelte. »Ich weiß nicht, was man sich so in der Stadt erzählt. Wahr ist jedoch, daß Larry die vergangene Nacht hier im Haus verbracht hat.«

»Er hat sich also nicht mit Milly Day getroffen und ist mit ihr zu der Waldhütte gegangen?«

»Nein. Das können meine Schwester Emily und ich bezeugen.«

»Gut. Aber kann es sein, daß Larry heimlich das Haus verlassen hat? Ich meine, als Sie schon im Bett lagen.«

Lydia Bradford lachte auf. »Unmöglich. So etwas tut ein Larry Harker nicht. Er hätte es außerdem gar nicht nötig gehabt. Nein, diese Vorstellung schlagen Sie sich mal aus dem Kopf, Herr Oberinspektor.«

»Sie erlauben aber, daß ich Ihren Neffen selbst danach frage?« sagte John.

»Aber bitte schön. Einen Augenblick nur.« Lydia Bradford stand auf und ging zur Tür. »Larry! Emily!« rief sie. »Kommt doch bitte einmal runter.«

Lydia Bradford nahm wieder auf der Couch Platz. »Sie werden gleich hier sein«, sagte sie und nestelte mit ihren spitzen Fingern an einer gehäkelten Decke herum. »Wissen Sie, Herr Oberinspektor, die Leute hier reden viel und gerade Larry wird als Sonderling bezeichnet, weil er etwas anders ist als die anderen. Er ist musisch sehr begabt, und wir fördern auch seine Ausbildung. Er treibt sich nicht herum, wie andere, und da er auch sehr gut aussieht, hat so manches Mädchen ein Auge auf ihn geworfen. Vielleicht hatte er Milly Day mal abblitzen lassen. Sie wollte es sich dann nicht eingestehen, besonders nicht vor ihren Klassenkameradinnen, und hat aus diesem Grunde erzählt, sie hätte mit Larry ein Rendezvouz, während sie in Wirklichkeit mit einem ganz anderen ausgewesen war. Aber das sind alles nur Vermutungen, Herr Oberinspektor.«

»Sicher«, gab John zu, »so könnte es auch gewesen sein.« Er wollte

noch etwas hinzufügen, doch in diesem Augenblick betraten Larry Harker und Emily Bradford den Livingroom.

Emily sah genauso aus wie ihre Schwester. Die beiden glichen sich wie ein Ei dem anderen.

Johns Blick glitt schnell weiter zu Larry Harker, und der Oberinspektor stellte augenblicklich fest, daß der junge Mann Angst hatte. Er merkte es an dem krampfhaften Lächeln und an der etwas übertriebenen Zurückhaltung.

John Sinclair war aufgestanden. Er reichte zuerst Emily Bradford und dann Larry Harker die Hand. Die Handfläche des jungen Mannes war schweißfeucht.

Larry Harker setzte sich zwischen seine beiden Tanten. Er hielt den Blick gesenkt und beantwortete Johns Fragen nur einsilbig.

»Aber Larry«, sagte Lydia Bradford vorwurfsvoll, »etwas gesprächiger kannst du ruhig sein. Der Herr Oberinspektor tut doch auch nur seine Pflicht.«

»Ich kann doch nichts dazu sagen, Tante Lydia«, erwiderte Larry. »Ich – ich weiß doch nichts.«

»Schon gut, mein Junge. Sie sehen selbst, Herr Oberinspektor, Larry weiß wirklich nichts. Er ist auch von diesem Mord geschockt worden. Sie müssen etwas nachsichtig sein.«

»Schon gut.« John erhob sich. »Dann will ich Ihre Zeit nicht länger in Anspruch nehmen. Es kann aber durchaus sein, daß ich wiederkomme und Ihnen noch einige Fragen stellen muß.«

»Aber das ist doch selbstverständlich, Sir«, entgegnete Lydia Bradford.

Die beiden Frauen und Larry Harker hatten sich ebenfalls erhoben.

John verabschiedete sich mit Handschlag. Als er Larry Harker die Hand drückte, spürte er plötzlich einen Zettel zwischen seinen Fingern. John ließ sich nichts anmerken und ging zur Haustür.

Lydia Bradford begleitete ihn noch und beteuerte immer wieder, daß Larry unschuldig sei.

John ging nicht weiter darauf ein, sondern verließ das Haus. Es war kälter geworden, und der Wind pfiff durch Johns Jackett. Nach Janet Sturgess hielt der Geister-Jäger vergeblich Ausschau.

John faltete sich wieder in seinen Bentley und fuhr ab. Er mußte in der Straße drehen, und als er einen schnellen Blick zum Bradfordschen Haus hinüberwarf, sah er Lydias Gesicht hinter der Scheibe. John hatte das Gefühl, als wäre es zu einer triumphierenden Grimasse verzogen, er konnte sich aber auch täuschen.

John Sinclair lenkte den Bentley außer Sichtweite des Hauses und hielt an. Er hatte den Zettel beim Einsteigen in die Rocktasche gesteckt und holte ihn jetzt hervor.

Mit spitzen Fingern entfaltete John das Papier.

Jemand hatte etwas mit einer schnellen, krakeligen Handschrift niedergeschrieben.
John las die Zeilen.
ICH MUSS SIE UNBEDINGT SPRECHEN! KOMMEN SIE UM NEUNZEHN UHR ZU DER ABGEBRANNTEN WALDHÜTTE! ICH WERDE SIE DORT ERWARTEN, ICH WEISS, WER MILLY DAYS MÖRDER IST!
Larry Harker
John lächelte. Sein Gefühl hatte ihn also nicht betrogen. Larry Harker und die beiden Frauen schienen mehr zu wissen, als sie zugeben wollten.
John blickte auf seine Rolex. Bis zum vereinbarten Zeitpunkt hatte er noch fast vier Stunden Zeit. Er beschloß, noch einmal Inspektor Talbot aufzusuchen. Schließlich mußte er wissen, was der Besuch bei den Bradfords ergeben hatte.

***

Larry Harker brütete dumpf vor sich hin. Nachdem der Oberinspektor verschwunden war, hatten ihn die Tanten nach oben in sein Zimmer geschickt, mit der Begründung, er solle sich erst einmal ausruhen.
Aber Larry wollte nicht. Er war innerlich zu aufgewühlt. Immer wieder mußte er an die seltsamen Geräusche denken, die aus dem Kellerverlies gedrungen waren. Die Zweifel an der Redlichkeit seiner Tanten waren stärker geworden. Er hatte sich zwar äußerlich nichts anmerken lassen, doch er war schon so weit, daß er nur noch sich selbst traute und dem Oberinspektor, der auf ihn einen beruhigenden, vertrauenserweckenden Eindruck gemacht hatte.
Immer wieder überlegte Larry, ob er richtig gehandelt hatte. Aber er hatte den Zettel nun einmal geschrieben und ihn dem Polizisten zugespielt. Sicher, er hatte seine beiden Tanten hintergangen, und ein paarmal schon war er nahe dran gewesen, alles zu verraten. Doch schließlich hatte er den Mund gehalten.
Zwei Seelen kämpften in Larrys Brust. Unruhig wanderte der junge Mann in seinem Zimmer auf und ab. Manchmal blieb er vor dem Fenster stehen und blickte nach draußen.
Eine blaugraue Wolkendecke bedeckte den Himmel. Der Wind hatte aufgefrischt und bog die kahlen Zweige der Büsche wie Federn.
Wenige hundert Yard von dem Haus entfernt begann der Sumpf. Er bildete einen grünbraunen Gürtel, und Larry Harker fiel wieder die Hütte ein, in der Millys Leiche gelegen hatte. Er sah den blutüberströmten Mädchenkörper vor seinem geistigen Auge, preßte die Hände zu Fäusten und murmelte: »Ja, ich habe richtig gehandelt. Ich werde mich mit diesem Oberinspektor treffen und ihm alles sagen.«

Larry setzte sich aufs Bett. Er fieberte nach einer Zigarette, doch ihm fiel ein, daß er keine mehr hatte. Plötzlich hellte sich sein Gesicht auf. Er würde seinen Tanten einfach sagen, daß er sich Zigaretten holen wollte, so brauchte er nach keiner Ausrede zu suchen, um das Haus verlassen zu können.

Larry sprang auf und holte seinen Mantel aus dem Schrank. Es war ein dicker Stoffmantel mit hohem Pelzkragen.

Schnell lief Larry die Treppe hinab.

Vor der untersten Stufe stand seine Tante Lydia. Sie hatte die Schritte des jungen Mannes gehört. Ihre Augen weiteten sich, als sie sah, daß Larry sich den Mantel übergeworfen hatte.

»Du willst weg?« fragte sie.

Larry Harker blieb auf der zweituntersten Stufe stehen. »Ja, Tante Lydia. Ich möchte mir nur Zigaretten holen.« Larry wunderte sich, wie glatt ihm die Lüge über die Lippen kam. Nicht einmal rot war er geworden.

Lydia Bradford lächelte falsch. »Aber Junge«, sagte sie. »Du brauchst doch jetzt nicht mehr nach draußen zu gehen, Tante Emily wird dir welche besorgen. Geh wieder hinauf in dein Zimmer.«

»Nein!«

»Du widersprichst mir?« Lydia Bradford trat vor Schreck einige Schritte zurück. »Aber so kenne ich dich ja gar nicht. Was ist los mit dir?«

»Ich will endlich mal allein entscheiden, was ich zu tun habe«, sagte Larry. »Und nun laß mich durch.« Er ging auch die letzte Stufe hinunter.

»Du bleibst hier!« Lydia Bradfords Stimme klang scharf wie ein Peitschenknall. Ihre Augen hatten sich hinter der Brille zu Schlitzen verengt, und in den Pupillen tanzte ein böses Funkeln.

Larry war zusammengezuckt und blieb unwillkürlich stehen. »Du kannst mir das nicht verbieten, Tante Lydia«, sagte er gefährlich leise und mit zusammengepreßten Zähnen. »Ich mache, was ich will.«

»Das wollen wir doch mal sehen, du undankbares Subjekt!« kreischte Lydia Bradford. Sie hatte die Worte kaum ausgesprochen, da machte sie auf dem Absatz kehrt und lief zur Haustür, um abzuschließen und den Schlüssel einzustecken.

Doch Larry war schneller.

Er schnellte sich vom Boden ab und erreichte seine Tante kurz vor der Haustür. Hart riß er Lydia an der rechten Schulter herum.

Lydia Bradford schrie auf. Es war kein Schmerzschrei, sondern ein Schrei der Wut.

Aber noch gab sie nicht auf. Wieder warf sie sich auf die Tür zu.

Da schlug Larry mit der flachen Hand zu. Er traf die Frau an der Brust. Lydia Bradford wurde zu Boden geschleudert. Im gleichen

Augenblick öffnete sich die Schlafzimmertür, und Emily kam – durch den Lärm angelockt – in den Flur gestürzt.

Sie sah ihre zappelnde Schwester am Boden liegen und wurde kreidebleich.

»Halte ihn auf!« schrie Lydia. »Los, tu doch was!«

Es war zu spät. Larry hatte schon längst die Tür erreicht und sie aufgerissen. Ohne sich noch einmal umzudrehen, rannte er nach draußen.

Emily Bradford blieb im Türrechteck stehen und starrte ihm nach. Sie wollte etwas sagen, doch sie brachte keinen Ton hervor.

Lydia hatte sich inzwischen wieder aufgerappelt. Ihr Gesicht war haßverzerrt. Mit ausgestrecktem Arm stand sie da und hatte die rechte Hand zur Faust geballt. Wie eine wilde, von Haß und Rachsucht zerfressene Furie.

»Das wird er uns büßen!« schrie sie. »Ja, Larry Harker, das wirst du uns büßen.«

Sie gab der Tür einen Tritt, so daß sie krachend ins Schloß flog.

»Was ist denn geschehen?« fragte Emily. Sie hatte beide Hände auf ihre magere Brust gepreßt, als könne sie dadurch den pochenden Herzschlag abmildern.

»Was geschehen ist?« höhnte Lydia. »Er hört nicht mehr auf uns. Dieser Oberinspektor hat Larry Flausen in den Kopf gesetzt. Emily, jetzt müssen wir aufpassen. Es liegt was in der Luft, ich habe so ein komisches Gefühl.«

»Und was willst du machen?«

Lydia Bradford lachte schrill. »ER wird uns helfen. Wir werden in den Keller gehen und Henry beschwören. Es wird eine Nacht des Teufels werden. Der Tod wird umgehen, denn seine Sense lechzt nach Blut…«

***

Wie von Furien gehetzt rannte Larry Harker in die beginnende Dämmerung hinein. Seine Schritte hallten auf dem Pflaster wider, und mancher Fußgänger drehte sich nach dem jungen Mann um.

Erst nach etwa fünfhundert Yards ging Larry wieder im Schritt. Er keuchte. Seine Lungen arbeiteten wie Blasebälge. Immer wieder blickte er sich gehetzt um, doch keine der Tanten verfolgte ihn.

Erschöpft lehnte sich Larry gegen einen Holzzaun. Schweiß bedeckte seine Stirn. Larry wischte ihn ab.

Er blickte auf seine Uhr. Bis zu dem vereinbarten Treffen hatte er noch über eine halbe Stunde Zeit. Er ging ein Stück weiter und fand neben einem Lebensmittelgeschäft einen Zigarettenautomaten. Geld hatte Larry bei sich. Er zog sich ein Päckchen, zerfetzte die Cellophanhülle und klemmte sich ein Stäbchen zwischen die Lippen. In seiner Hosentasche fand Larry Zündhölzer. Zwei brachen ihm ab,

erst beim dritten flackerte die Flamme auf.
Tief sog Larry den Rauch in die Lungen. Er mußte husten. Und wieder machte sich die Angst in ihm breit. Er hatte nicht voraussehen können, daß sich seine Tanten so anstellen würden. Noch vor zwei Stunden hätte er es nicht gewagt, gegen eine von ihnen die Hand zu erheben – und doch hatte er es getan.
Larry schloß die Augen, wollte das dumpfe Gefühl, das in seinem Schädel nistete, loswerden. Er schaffte es nicht.
Vielleicht brachte ein Gespräch mit dem Oberinspektor die nötige Klärung.
Larry trat die Glut mit dem Absatz aus und machte sich dann auf den Weg zum vereinbarten Treffpunkt.
Er ging durch einige Gassen und erreichte bald das freie Feld.
Wie ein großes, schwarzes Tuch legte sich die Dunkelheit über das Land. Die Bäume und Büsche wurden eins mit der Finsternis, verwischten zu konturenlosen Schatten.
Larry kannte den Weg im Schlaf. Schon bald schmatzte es unter seinen Sohlen, ein Zeichen, daß der Sumpf nah war.
Krähen wischten von Baum zu Baum und stießen hin und wieder ihr häßliches Krächzen aus. Überall schmatzte es und gluckerte es, manchmal übertönt vom Abendkonzert dicker Frösche.
Larry ließ den Sumpf links liegen und tauchte in den Wald ein, in dem die verkohlten Überreste der Hütte lagen.
Der Schneematsch war mittlerweile getaut, und doch war der Boden glatt und glitschig.
Eigentlich war es eine Schnapsidee gewesen, den Oberinspektor zu der Hütte zu bestellen. Aber Larry war in der Eile nichts anderes eingefallen.
Und wenn Sinclair gar nicht kam? Er kannte ja noch nicht einmal den Weg, auch wenn er ihn sich beschreiben ließ, war es trotzdem schwer, den Treffpunkt zu finden.
Dann erreichte Larry die Stelle, wo der Weg sich gabelte. Er beschleunigte seine Schritte und ging den schmalen Pfad weiter, der zur Hütte führte.
Schon bald spürte Larry den kalten Rauchgeruch, der immer noch in der Luft lag.
Und dann stand er vor den Trümmern.
Selbst in der Dunkelheit war zu erkennen, daß alles restlos zerstört war. Larrys Füße schritten über kalte Asche, die durch die Bewegung hochgewirbelt wurde und sich wie Schneeflocken in der Luft verteilte.
Mit den Schuhspitzen stieß Larry ein verkohltes Brett zur Seite. Als er sich bückte, sah er, daß es ein Teil des Klaviers war.
Polizei und Feuerwehr hatten nach Spuren gesucht. Larry erkannte es an einigen Markierungen. Pflöcke waren dort in die Erde gerammt

worden.

Wieder blickte der junge Mann auf seine Uhr. Noch zwanzig Minuten bis zum vereinbarten Zeitpunkt.

Hoffentlich war der Oberinspektor pünktlich. Eine halbe Stunde wollte Larry ihm noch zugeben, wenn er dann nicht erschienen war, wollte er wieder zurückgehen.

Janet Sturgess fiel ihm ein. Das Mädchen hielt ihn für Millys Mörder. Larry nahm sich vor, es ihr irgendwann einmal auszureden. Eigentlich war sie ja ein patentes Girl. Vielleicht würde sie mal mit ihm ausgehen. Es gab auch in Tonbridge einige Diskotheken.

Wenn Larry allerdings geahnt hätte, in welch einer Situation sich Janet Sturgess im Augenblick befand, hätte er auf dem Absatz kehrt gemacht und wäre zurückgerannt.

So aber nahm das Schicksal seinen Lauf…

***

Janet Sturgess hatte gesehen, wie Larry Harker aus dem Haus gerannt war. Im ersten Augenblick wollte sie ihm nachlaufen, bezwang sich aber dann.

Janet stand hinter einer Hausecke. Das Mädchen war durch den Vorgarten geschlichen und hatte die Hinterseite des Hauses in Augenschein genommen. Wie eine Diebin war sie durch den kleinen Garten geschlichen und hatte immer wieder darauf geachtet, daß sie nur nicht entdeckt wurde.

Sie hatte sich allerdings sehr gewundert, daß die Kellerfenster mit Stahlplatten verriegelt waren. Das tat nur jemand, der sich entweder sehr fürchtete – oder etwas zu verbergen hatte, Die Fenster lagen zu ebener Erde. Janet hatte mit dem Fingerknöchel gegen die Platte geklopft und erkannt, daß sie dreimal so dick wie normales Autoblech war.

Die Kellerfenster hatten natürlich die Neugierde des Mädchens noch mehr geweckt. Jetzt war sie ganz sicher, daß es in dem Haus nicht mit rechten Dingen zuging. Sie hatte auch die Verabredung mit dem Oberinspektor fallen gelassen. Sie wollte diesen ›Fall‹ allein aufklären. Aber erst mußte sie mal die Dunkelheit abwarten. Und dann würde sich schon eine Möglichkeit ergeben, ungesehen in das Haus zu kommen. Janet hatte dabei an die Hintertür gedacht, deren Schloß ihr nicht gerade besonders stabil aussah.

Die Haustür knallte zu. Das Geräusch hörte sich an wie ein Pistolenschuß, und Janet zuckte unwillkürlich zusammen. Sie hörte im Haus eine der beiden Frauen keifen, konnte aber nicht verstehen, was gesagt wurde.

Janet sah, wie im Livingroom der beiden Alten das Licht ausgeschaltet wurde.

Gingen sie jetzt schon zu Bett?

Wenn das stimmte, dann waren die Voraussetzungen natürlich ideal. Janet versuchte, durch die Scheibe zu peilen, doch es ging nicht. Die Fenster lagen zu hoch.

Sie wartete noch einige Minuten. Und während dieser Zeit hatte sie nicht einmal mehr die Stimmen der Frauen vernommen. Wahrscheinlich hatten Larrys Tanten sich doch hingelegt.

Jetzt war die Gelegenheit natürlich günstig. Janet Sturgess huschte um die Hausecke, schlich durch den Garten und stand dann vor der Hintertür.

Neben dem Haus war ein Holzstall angebaut worden. Die Bretter waren windschief und verwittert. Hier lagerten die Gartengeräte. Vor dem breiten Türriegel hing ein stabiles Vorhängeschloß.

Janet dachte daran, daß sie unbewaffnet war. Wenn sie sich auch durchaus zutraute, mit den beiden Alten fertig zu werden, so fühlte sie sich mit einem Schlaginstrument doch sicherer.

Janet entdeckte neben dem Schuppen eine handliche Latte. Das Mädchen hob sie auf und wog sie prüfend in der Hand. Ja, die Latte mußte reichen.

Jetzt galt es, das Schloß zu knacken. Janet kam gar nicht in den Sinn, daß das, was sie hier vorhatte, ungesetzlich war. Sie war von der Idee besessen, die beiden Frauen und auch Larry Harker als Verbrecher zu überführen.

Die Hintertür war nicht sehr stabil. Das Holz war schon verwittert und der Lack abgeblättert.

Janet drückte auf die Klinke. Wie sie erwartet hatte, war die Tür verschlossen. Aber das Girl wußte sich zu helfen. Janet kramte in ihren Parkataschen holte einen Dietrich hervor. Den hatte sie sich in weiser Voraussicht besorgt.

Vorsichtig führte sie das Instrument in das Schloß. Sie drehte den Dietrich ein paarmal herum und hätte fast einen Freudenschrei ausgestoßen, als das Schloß zurückschnappte. Hastig ließ Janet den Dietrich wieder verschwinden und packte ihre Latte, die sie solange gegen die Hauswand gelehnt hatte.

Dann stieß sie die Tür auf.

Atemlos verharrte Janet auf der Schwelle, lauschte auf jedes verdächtige Geräusch.

Doch alles blieb still.

Janet schlüpfte ins Haus und drückte die Tür hinter sich behutsam wieder ins Schloß.

Im Haus herrschte ein trübes Halbdunkel, an das sich Janets Augen erst gewöhnen mußten. Langsam schälten sich die Konturen aus dem Zwielicht.

Janet erkannte einen Flur, den schrägen Treppenaufgang und

darunter eine Tür, die höchstwahrscheinlich in den Keller führte.
Janet biß sich auf die Unterlippe. Sie dachte an die mit Stahlplatten versiegelten Kellerfenster, und ihrer Meinung nach mußte der Keller ein Geheimnis verbergen.
Janet wollte es herausfinden.
Die Tür war nicht verschlossen. Vorsichtig zog Janet sie auf und war überrascht, daß sie nicht einmal in den Angeln quietschte.
Gähnende Finsternis tat sich vor ihr auf, aus der muffige, verbrauchte Luft in Janets Nase drang.
Janet setzte behutsam den rechten Fuß vor und ertastete eine steile Treppenstufe.
Jetzt hieß es aufpassen, daß sie auf der Treppe nicht stürzte und sich womöglich noch den Hals brach.
In der linken Hand hielt Janet die Holzlatte, mit der rechten tastete sie sich an der feuchtkalten Kellerwand entlang, bis sie das Ende der Treppe erreicht hatte.
Und jetzt hörte sie auch die Stimmen.
Sie klangen seltsam dumpf und stöhnend. Janet hatte sich vorhin zu sehr auf die Treppe konzentriert, so daß sie die Geräusche nicht gehört hatte.
Janet lauschte.
Eine Gänsehaut rieselte über ihren Rücken, als sie die Laute vernahm. Sie klangen schrecklich und unheimlich. Janet konnte genau die Stimmen der beiden alten Frauen unterscheiden. Sie sprachen mit irgend jemandem, manchmal schrien sie auch schrill auf.
Was ging da vor?
Janets Augen bohrten sich in die Dunkelheit. Mit ausgestreckten Armen ging sie weiter. Doch nach ein paar Schritten blieb sie stehen und riß ein Zündholz an.
Sie führte die kleine Flamme im Kreis und erkannte einige Bretterverschläge, hinter denen Konserven und einige andere Dinge lagerten.
Das Streichholz verlosch.
Wenigstens hatte Janet erkannt, daß der weitere Weg frei von Hindernissen war, wenn sie auch noch nicht die Tür gesehen hatte, hinter der die schrecklichen Geräusche aufgeklungen waren.
Ein zweites Streichholz flackerte auf.
Und jetzt konnte Janet die bewußte Tür sehen. Sie hielt den Atem an und zuckte plötzlich wie unter einem Peitschenhieb zusammen, als sie furchtbare Laute hörte, die wie die Melodie der Hölle durch den Keller geisterten.
Angst erfaßte Janet Sturgess. Sie kam sich trotz ihrer Waffe unendlich klein und hilflos vor. Am liebsten hätte sie kehrtgemacht und wäre wieder nach oben gerannt.

Doch dazu sollte es nicht mehr kommen. Janet Sturgess mußte für ihre Neugier bezahlen.

Mit einem Ruck flog die Kellertür auf.

Janets Schrei erstickte in der Kehle, als sie sah, wer plötzlich auf sie zukam.

Es war der Tod!

Riesig schraubte er sich vor ihr in die Höhe, bis an die Kellerdecke. Ein dunkelroter Umhang wehte um seinen beinernen Körper. Über dem blanken Schädel saß eine Kapuze, und die leeren Augenhöhlen waren auf Janet Sturgess gerichtet. Zwischen seinen knöchernen Fingern hielt der Tod eine Sense. Die Schneide funkelte in dem Licht, das aus dem Kellerverlies drang.

Janet hatte sich gegen die Wand gedrückt. Die Angst hielt ihr Herz umkrampft. Janets Augen waren schockgeweitet.

In einer lächerlich wirkenden Geste hatte Janet den Arm hochgerissen. Es war eine instinktive Abwehrreaktion, mehr nicht.

»Närrin«, sagte der Tod, und seine dumpfe Stimme füllte den gesamten Kellerraum.

Dann hob er die Sense…

»Neiiiinnnn…!«

Ein gellender, aus höchster Verzweiflung geborener Angstschrei entrang sich der Kehle des Mädchens.

Tränen stürzten aus ihren Augen. Die Gestalt verschwamm.

Schon befand sich die Spitze der Sense dicht über Janets Kopf. Noch eine Sekunde, dann…

»Nicht, Henry!«

Wie aus weiter Ferne hörte Janet die Stimme von Lydia Bradford. »Du kannst sie haben, aber erst später. Sie wird uns bestimmt noch gute Dienste erweisen. Geh jetzt, du weißt, man wartet auf dich.«

Der Tod drehte sich herum. Sein blutroter Umhang schwang bei jeder Bewegung mit. Dicht über Janets Kopf pfiff das Blatt der Sense hinweg. Noch hatte das Mädchen eine Gnadenfrist bekommen. Aber wie lange?

Janet Sturgess war zusammengesunken. Sie hockte auf dem kalten Boden und schluchzte. Der Holzknüppel lag neben ihr.

Lydia Bradford stieß ihn mit einem schnellen Fußtritt weg.

»Steh auf!« herrschte sie Janet an, und als das Mädchen nicht sofort gehorchte, wurde es brutal hochgerissen.

»Sie tun mir weh!« schrie Janet.

Lydia Bradford lachte nur. »Du Miststück!« keifte sie. »Das hast du nicht umsonst gemacht. Du hättest deine Nase nicht in unsere Angelegenheiten stecken sollen. Jetzt ist es zu spät. Los, du wirst Henry Gesellschaft leisten!«

Lydia Bradford hob den Fuß und trat Janet ins Kreuz.

Das Mädchen flog auf die offene Tür des Verlieses zu, stolperte und fiel zu Boden.

Wimmernd blieb sie liegen. Schlagartig verlöschte das Licht.

Hinter ihr knallte Lydia Bradford die Tür ins Schloß. Dann blickte sie ihre Schwester an. »So, die Kleine macht uns keinen Ärger mehr«, sagte sie und kicherte teuflisch…

***

John Sinclair hatte sich von Inspektor Talbot den Weg zu der abgebrannten Hütte beschreiben lassen.

»Aber was wollen Sie denn da?« hatte der Inspektor gefragt.

»Larry Harker wartet dort auf mich.«

»Du meine Güte. Hätte er sich keinen besseren Treffpunkt aussuchen können? Also mit dem Wagen kommen Sie nicht bis dorthin. Den können Sie mal vorher abstellen.«

So ungefähr war das Gespräch verlaufen, das John mit seinem Kollegen geführt hatte.

Talbots Männer hatten inzwischen sämtliche Schülerinnen verhört und das Lehrpersonal natürlich auch nicht ausgeschlossen. Aus den zahlreichen Mosaiksteinchen konnte sich Talbot ein Bild von Milly Day machen. Demnach war sie ein stilles Mädchen gewesen, das Männerbekanntschaften nicht gerade ablehnte, sie aber auch nicht unbedingt suchte. Milly wartete immer auf die große Liebe, und die hatte sie angeblich in Larry Harker gefunden, wenn man nach den Aussagen der Schülerinnen ging.

Auch John hatte sich in der Zeit, die ihm noch blieb, mit den Protokollen beschäftigt, und gerade als er sich von Talbot verabschieden wollte, klingelte auf dem Schreibtisch des Inspektors das Telefon.

»Talbot«, meldete er sich und nach ein paar Sekunden: »Ach, Sie sind es, Sir.«

Talbot deckte die Sprechmuschel mit der Hand ab und flüsterte zu John Sinclair gewandt: »Es ist Frederic Stafford, der Direktor der Schule.«

John nickte.

»Nein, Sir«, sagte Talbot, und dann, als er wieder zugehört hatte: »Ach, Unsinn, da brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen. Ja, ja, ich rufe Sie an. All right. Gut. Auf Wiederhören.«

Talbot legte auf.

»Was hat es denn gegeben?« fragte John.

»Anscheinend grassiert jetzt die große Panik. Stafford vermißt eine seiner Schülerinnen. Die Mädchen sollten bis achtzehn Uhr alle in der Schule sein. Und jetzt fehlt jemand.«

John Sinclair rieb sich nachdenklich sein Kinn. Ein Verdacht keimte

in ihm hoch. »Heißt die junge Dame vielleicht Janet Sturgess?«
Talbot machte ein erstauntes Gesicht. »Zum Teufel, ja. Woher wissen Sie das, John? Sind Sie Hellseher?«
»Das nicht, aber ich habe Janet getroffen. Vor dem Haus der Bradfords. Ich hatte in dem Trubel vergessen es Ihnen zu erzählen.«
»Und was wollte sie da?« fragte der Inspektor.
»Das Haus beobachten und sich nach meinem Besuch bei den Bradfords mit mir treffen. Ich habe sie dann aber nicht mehr gesehen.«
»Schon wieder jemand, der sich mit Ihnen treffen wollte. Sie scheinen in Tonbridge sehr beliebt zu sein, John.«
Der Geister-Jäger machte ein nachdenkliches Gesicht. »Ich würde die Sache nicht so sehr auf die leichte Schulter nehmen. Ich halte diese Janet Sturgess eigentlich nicht für eine Spinnerin.«
»Ach, die hat sich die Sache anders überlegt. Das ist es.«
»Glaube ich nicht. Vielleicht hat man sie auch entdeckt.«
»Wer? Die beiden Alten?«
»Ja.«
»Und dann?«
»Keine Ahnung. Aber Sie sollten den Bradfords mal einen Besuch abstatten, Will.«
»Hm.« Talbot dachte nach. »Sie halten die beiden Schwestern auch nicht gerade für Engel?«
»Nein. Die wissen mehr, als sie zugeben wollen. Hätte mir Larry Harker sonst den Zettel zugesteckt?«
»Das ist auch wieder wahr. Machen wir es so, John. Sie treffen sich mit Larry Harker, und ich fahre zu den beiden Schwestern. Mal sehen, was sie mir zu erzählen haben.«
»Sie nehmen mir das Wort aus dem Mund, Kollege«, sagte John, »aber jetzt wird es Zeit, sonst komme ich womöglich noch zu spät.«
John verabschiedete sich mit einem Händedruck von seinem Kollegen, verließ die Dienststelle und schwang sich in seinen Bentley.
Die langen Finger der Dämmerung strichen bereits durch die Stadt, und John schaltete die Scheinwerfer ein. Langsam rollte er aus dem Ort. Ab und zu sah er auf den Zettel, den ihm der Inspektor gegeben hatte und auf den er den Weg gezeichnet hatte.
John fuhr bis zu der Stelle, wo der Seitenweg begann, der am Moor vorbei und dann in den Wald führte.
Hier parkte John und ging zu Fuß weiter. Während sich seine Füße über dem sumpfigen Untergrund bewegten, mußte er an Larry Harker denken. Dieser junge Mann war von seinen alten Tanten völlig falsch erzogen worden. Er steckte voller Komplexe, er war – wie man heute so schön sagt – frustriert. John Sinclair hielt Larry nicht für Milly Days Mörder, schloß aber die Möglichkeit auch nicht aus, daß Larry genau wußte, wer diese schreckliche Tat vollbracht haben konnte. Es war

sogar möglich, daß seine beiden Tanten dahinter steckten, die mit rasender Eifersucht über ihren Zögling wachten.

Mittlerweile war es dunkel geworden, und John Sinclair orientierte sich mit Hilfe seiner Taschenlampe.

Der Lichtspeer schnitt durch die Dunkelheit und riß die kahlen Bäume und Sträucher aus der Finsternis.

Dann tauchte das Waldstück auf, das John durchqueren mußte. Am Himmel wurden gewaltige Wolkenberge vom Wind wie leichte Federn vorangeschoben. Nur ab und zu leuchtete die schmale Sichel eines bleichen Halbmondes auf.

Jetzt konnte der Treffpunkt nicht mehr weit sein. Ein Blick auf die Uhr zeigte John, daß er noch zehn Minuten Zeit hatte. Er würde also gerade richtig kommen.

Kalter Brandgeruch zeigte John, daß er die abgebrannte Hütte bald erreicht haben mußte.

Und tatsächlich tauchte im Schein der Taschenlampe plötzlich eine Gestalt auf.

Larry Harker!

John knipste die Lampe aus und steckte sie weg. Larry war geblendet worden und hatte den rechten Arm schützend vor sein Gesicht gehalten. Jetzt ließ er ihn sinken.

»Herr Oberinspektor?« Larrys Stimme klang schwach und ängstlich.

»Sie sehen, ich bin pünktlich«, sagte John und hielt dem jungen Mann die Hand hin.

»Gott sei Dank.« Larry erwiderte den Händedruck. »Ich hätte auch sonst nicht mehr gewußt, was ich machen sollte.«

»Jetzt ist ja alles in Butter«, sagte John optimistisch. »Aber sagen Sie mir eins: warum haben Sie mich eigentlich in diese gottverlassene Gegend bestellt? In Tonbridge gibt es schließlich genügend Lokale, in denen man wesentlich bequemer sitzt.«

»Entschuldigen Sie, Sir, aber mir fiel nicht anderes ein. Und in ein Lokal wollte ich nicht gehen. Man kennt mich in Tonbridge, und die Menschen hätten sich bestimmt die Mäuler zerrissen.«

»Schon gut«, sagte John, »ich kann Sie verstehen.«

Die beiden Männer waren während des Gesprächs weitergegangen und standen plötzlich vor der abgebrannten Hütte.

»Hier hat man also die Leiche des Mädchens gefunden«, sagte John und blickte Larry von der Seite her an.

»Ja, Sir«, preßte Larry hervor, dessen Gesicht seltsam bleich war, das konnte John sogar in der Dunkelheit erkennen.

»Sie waren doch mit Milly zusammen?« fragte John. Er wollte den jungen Mann überrumpeln.

»Ja.« Larry senkte den Kopf.

»Demnach haben Ihre Tanten etwas Falsches behauptet?«

Larry nickte.
»Können Sie mir auch den Grund nennen?«
»Sie wollten wohl nicht, daß ich in die Sache mit hineingezogen werde«, erwiderte Larry mit leiser Stimme. »Auf mich sollte kein Verdacht fallen.«
»Und wer hat Milly Day ermordet?« fragte John.
Larry Harker drehte sich ruckartig um und wandte John sein Gesicht zu. »Sir, was ich Ihnen jetzt sage, ist so unwahrscheinlich und unglaubhaft, daß Sie es mir kaum abnehmen werden.«
»Versuchen Sie es trotzdem«, sagte John.
»Es war der Tod, der Milly ermordet hat. Ein riesiges Skelett in dunkler Kutte, und es hielt eine Sense in der Hand.«
John trafen die Worte wie Hammerschläge. Mit allem hätte er gerechnet, nur damit nicht. Sollte ihm der Zufall hier einen Fall beschert haben, in dem wieder die finsteren Mächte mitmischten? Ein anderer hätte vielleicht über, die Aussage des jungen Mannes gelacht oder ihn für einen Irren gehalten. Nicht so John Sinclair. Er hatte im Laufe der Jahre schon zu viele Dinge erlebt, die unbegreiflich waren, und die der menschliche Verstand kaum erfassen konnte. Und jetzt sah es so aus, als würden auch hier wieder übersinnliche Dinge und Schwarze Magie im Spiel sein.
»Erzählen Sie«, bat John den jungen Mann. »Von Anfang an, und lassen Sie nichts aus.«
Larry berichtete. Zuerst mit stockender Stimme, und dann immer flüssiger. Und er erzählte auch von seiner Tante Lydia, die plötzlich aufgetaucht war, und das Benzin in der Hütte vergossen hatte.
»Dann wußte sie also, daß der Sensenmann unterwegs war«, folgerte John.
»Ich glaube ja.«
»Und wie erklären Sie sich das, Larry? Haben Ihre Tanten Verbindung zur Schwarzen Magie? Gehören Sie vielleicht einem spiritistischen Zirkel an?«
»Das letztere nicht – aber…« Larry stockte.
»Was ist? Reden Sie doch weiter.«
»Bei uns im Haus gibt es einen Keller, den ich nie betreten durfte. Ich habe es trotzdem gemacht. Meine Tanten waren unten in einem der Räume. Ich habe an der Tür gelauscht. Es war schrecklich, kann ich Ihnen sagen. Ich hörte Laute, wie ich sie noch nie vernommen habe. Gräßliche Schreie, Stöhnen, Kichern. Es war grauenhaft.«
»Sie wissen nicht, was für ein Raum hinter der Tür liegt?«
»Nein, ich sagte Ihnen doch schon, ich habe nie in den Keller gedurft. Und ich habe mich auch immer an das Verbot gehalten.«
»Sind die beiden Schwestern Ihre wirklichen Tanten?« wollte John wissen.

Larry schüttelte den Kopf. »Nein, sie haben mir mal erzählt, sie hätten mich als Baby aus einem Waisenhaus in London geholt. Mehr weiß ich auch nicht. Ich habe auch nie danach gefragt, außerdem sprachen meine Tanten nicht gern darüber.«

»Dann wissen Sie also nicht, wer Ihre Eltern sind?«

»Ich habe keine Ahnung.«

»Ich glaube, Larry, wir beide müssen uns mal mit Ihren Tanten unterhalten«, sagte John. »Und die Geschichte von dem Sensenmann, die nehme ich Ihnen auch ab.«

»Aber, Sir, ich… ich finde keine Erklärung. Ich habe hier draußen gelegen. Ich wollte Milly helfen, ich konnte nicht. Und dann sah ich ihn dann. Er kam ja auf mich zu. Ich sah die Füße. Es waren Knochen, wie bei einem Skelett. Was hat das alles zu bedeuten, Sir? Bitte, sagen Sie es mir.«

»Ich weiß es nicht, Larry. Noch nicht. Aber können Sie mir den Unheimlichen näher beschreiben, Larry?«

»Ja, er sah…«

Larry Harker brach mitten im Satz ab. Seine Augen weiteten sich in maßlosem Schrecken. »Sir«, keuchte er. »Hinter ihnen! Der Tod! Er ist da, Sir!«

John Sinclair wirbelte herum.

Larry Harker hatte nicht gelogen.

Vor dem Geister-Jäger stand eine unheimliche Gestalt. Sie war fast doppelt so groß wie ein normaler Mensch. Unter der Kapuze der dunklen Kutte grinste ein bleicher Totenschädel, und in den knochigen Fingern hielt der Unheimliche eine zum Schlag erhobene Sense.

Es gab keinen Zweifel, wen sich der Tod als Opfer ausgesucht hatte.

John Sinclair!

***

Janet Sturgess hörte, wie die Tür des Verlieses hinter ihr ins Schloß knallte, und dann hielt die Dunkelheit das junge Mädchen umfangen.

Sie lag auf dem Steinboden. Die Kälte kroch durch ihre Kleidung, doch Janet hatte nicht die Energie, sich zu erheben.

Ihre rechte Wange blutete. Janet war beim Sturz mit dem Gesicht über den Boden gerutscht und hatte sich das Gesicht aufgerissen. Sie tastete mit den Fingern nach der Wunde und fühlte, wie klebrig ihr eigenes Blut war. Sie hatte sich immer vor Blut geekelt, konnte auch keine Verletzten sehen, und jetzt war sie es, die eine Schramme abbekommen hatte.

Am liebsten hätte Janet ihre Angst laut hinausgeschrien. Aber es hätte sie niemand gehört, wenigstens keiner, der ihr hätte helfen können. Sie machte sich die bittersten Vorwürfe, und ihr kriminalistischer Jagdeifer war wie weggeblasen. Janet wußte, daß es

jetzt ernst wurde, daß dies kein Spiel mehr war und auch keine Krimiserie aus dem Fernsehen in der sie die Hauptrolle zu spielen hatte und sich die Geschichte hinterher in einem Happy-End auflöste. Nein, Janet Sturgess war zum erstenmal in ihrem Leben völlig auf sich allein gestellt, und das in einer außergewöhnlichen Situation.

Langsam nur bekam sie Ordnung in ihre Gedanken und schließlich kehrte auch ein Teil ihrer Kraft wieder zurück.

Janet Sturgess stützte sich auf, zog die Knie an und quälte sich auf die Beine.

Im ersten Augenblick war ihr schwindelig, doch nachdem sie ein paarmal tief durchgeatmet hatte, ging es besser.

Janet begann, ihr Gefängnis zu durchsuchen. Sie dachte an einen Lichtschalter, der vielleicht irgendwo an der Wand befestigt war. Denn wenn sie Licht hatte, war schon einiges gewonnen.

Janet hatte die Arme weit ausgestreckt. Vorsichtig machte sie die ersten Schritte.

Etwas Weiches, Fließendes berührte ihre Fingerspitzen. Janet bekam einen Schreck, packte aber dann fester zu.

Sie fühlte dicken Stoff zwischen ihren Fingern. Er war weich und geschmeidig wie Samt.

Janet ging ein paar Schritte nach links. Nach wie vor hielt sie den Stoff fest, und sie begriff, daß in diesem Verlies ein Vorhang hing. Ein Vorhang, der irgend etwas verdeckte.

Janet bückte sich. Ihre Hände tasteten weiter, berührten den Boden, schlüpften unter den Vorhang, und dann spürte Janet die kalte nackte Mauer.

Enttäuscht stand sie wieder auf. Tief im Winkel ihres Gehirns hatte sie damit gerechnet, daß sich hinter dem Vorhang eine Tür oder ein Ausgang befinden würde.

Sie ließ die Hände sinken und blieb mit hängenden Armen stehen. Tränen traten in ihre Augen, und die Hoffnungslosigkeit drohte sie zu übermannen.

Minutenlang blieb sie auf einem Fleck stehen. Die absolute Stille und die drückende Finsternis belasteten ihr Gemüt. Janet hatte sich noch nie in einer Situation befunden, wo es nur auf sie allein ankam. Wenn sie bisher Sorgen gehabt hatte, waren immer ihre Eltern da gewesen, die sie davon erlöst hatten. Es waren nur immer die anderen gewesen, die in schlimme Situationen geraten waren. Und auch in der Schule oder bei ihren Freunden hatte Janet alles leicht und sicher geschafft.

Aber in diesem Verlies herrschten ganz andere Voraussetzungen. Dieser Raum strahlte eine Bedrückung aus, daß Janet angst und bange wurde. Und – was noch schlimmer war – sie hatte plötzlich das Gefühl, nicht mehr allein zu sein.

Es war auf einmal über sie gekommen, und Janet merkte, wie sie am

ganzen Körper zitterte.

»Hallo«, rief sie. »Ist hier jemand?«

Keine Antwort.

Janet schluckte. Sie hatte die Augen weit aufgerissen, starrte in die rabenschwarze Dunkelheit.

Das Mädchen ging ein paar Schritte vor, näherte sich der Mitte des Verlieses.

Und plötzlich stieß sie gegen etwas Weiches.

Janet zuckte zurück, ein eisiger Schreck durchrieselte ihren Körper, doch dann riß sie sich gewaltsam zusammen und untersuchte das Hindernis genauer, gegen das sie gelaufen war.

Janet ertastete ein Stück Holz. Es war ziemlich schmal und an den oberen Enden abgerundet.

Ein Stuhl! Ja, das ist es! Ich habe die Rückenlehne eines Stuhles erfaßt, dachte Janet.

Das Mädchen legte ihre rechte Hand auf die Oberkante der Lehne und ging um den Stuhl herum.

Und plötzlich hatte sie das Gefühl, ihr Herz würde stehenbleiben.

Auf dem Stuhl saß jemand!

Janet Sturgess spürte Stoff unter ihren Fingern, ein Jackett, ein Hemd.

Sie hatte jetzt auch die andere Hand zu Hilfe genommen. Fieberhaft fuhren die Finger über die Kleidung.

»Hallo«, sagte Janet. »Sagen Sie doch etwas. Hält man Sie hier auch gefangen?«

Keine Antwort.

In Janet keimte ein schrecklicher Gedanke. War sie vielleicht mit einem Toten zusammengesperrt worden?

Janet wollte es jetzt genau wissen. Sie beugte sich vor. Ihre Hände fuhren über die Schultern der Gestalt, erreichten den Hals…

Janet hielt den Atem an.

Sie fühlte die Haut unter ihren Fingerspitzen. Sie war kalt und erinnerte sie an Pergament. Sie fühlte deutlich das vorgestreckte Kinn, über das sich die Haut wie ein Papierbogen spannte. Strähnige Haare glitten über ihren Handrücken.

»So sagen Sie doch was!« schluchzte sie. Noch wollte sie die gräßliche Tatsache nicht wahrhaben.

Janets Hände glitten wieder den kalten Körper hinab, fühlten nach dem Herzschlag.

Nichts.

Und jetzt konnte auch Janet Sturgess die Augen vor den makabren Tatsachen nicht mehr verschließen.

Als ihr diese Erkenntnis bewußt wurde, stieß sie einen gellenden markerschütternden Angstschrei aus.

Sie war allein mit einem Toten!

***

John Sinclairs Argumente waren bei Inspektor Talbot doch auf fruchtbaren Boden gefallen. Mit Lydia und Emily Bradford schien einiges nicht zu stimmen. Anscheinend hatten die beiden Alten es faustdick hinter den Ohren.

Talbot blickte auf seine Uhr. In einer halben Stunde wollte sich Sinclair mit diesem Larry Harker treffen. Talbot dachte daran, daß er an diesem Tag noch keine ruhige Minute gehabt hatte. Er war noch nicht einmal dazu gekommen, etwas zu essen. Er hatte sich nur mit schwarzem, ungesüßtem Kaffee auf den Beinen gehalten. Zweimal hatte seine Frau angerufen, und Talbot hatte ihr nur immer wieder sagen können, sie solle das Essen warmhalten.

Sein Büro erinnerte ihn manchmal an eine Bahnhofshalle. Laufend kamen Beamte mit neuen Meldungen. Viele Einwohner wollten den Mörder angeblich kennen. Es gab reihenweise falsche Verdächtigungen und – was bald noch schlimmer war – die Beamten mußten jeder Spur nachgehen. Auf Talbots Schreibtisch stapelte sich der Papierkram, und der Inspektor ahnte schon, daß er auch in der nächsten Nacht kein Bett sehen würde.

Sicherheitshalber rief er seine Frau an.

Mrs. Talbot war natürlich nicht begeistert und fragte mal wieder, ob ihr Mann mit der Polizei verheiratet wäre. Talbot versicherte, daß es so schlimm nicht sei und legte dann auf.

Anschließend zündete er sich eine Pfeife an und sah für eine Minute den blaugrauen, aromatischen Rauchwolken nach.

Schließlich rief er Sergeant Tirey, seinen Stellvertreter, zu sich. Der Sergeant stand kurz vor der Pensionierung, hatte einen Bauch wie ein kleines Bierfaß und lustige kleine Augen.

»Sie übernehmen jetzt hier die Leitung, Sergeant«, sagte der Inspektor und legte seine Pfeife in den großen Aschenbecher. »Ich werde den Schwestern Bradford einen Besuch abstatten.«

Der Sergeant öffnete staunend seinen Mund. »Was wollen Sie denn da?«

»Ich will den beiden mal einige Fragen stellen?«

»Sie meinen, die haben mit dem Mordfall an Milly Day zu tun?«

Talbot hob die Schultern. »Kann sein. Aber das will ich ja gerade feststellen.«

Sergeant Tirey schüttelte den Kopf. »Das glaube ich nicht. Die alten Schachteln sind zwar Giftzangen, aber nur mit dem Mund. Nee, einen Mord traue ich den beiden nicht zu.«

»Das hat ja auch keiner gesagt.« Talbot stand auf. »Sie wissen also Bescheid, wo ich im Notfall zu erreichen bin.«

»Gut, Inspektor. Haben die Bradfords Telefon?«

»Nein.« Der Inspektor war schon an der Tür und nahm seinen Mantel vom Garderobenständer. »Also bis später dann.«

Als die Tür hinter Talbot ins Schloß gefallen war, murmelte Tirey: »Ideen hat der Mann, na ja, ist ja nicht mein Bier.« Dann bestellte sich der Sergeant erst einmal eine Riesentasse Tee.

Talbots Dienstwagen, ein froschgrüner Morris, stand auf dem Parkplatz.

Als Talbot den Wagen ansteuerte, schossen zwei Reporter wie Bluthunde auf den Beamten zu.

»He, Inspektor, haben Sie schon eine Spur von dem Killer?«

Talbot winkte ab. »Kein Kommentar.«

»Stimmt es denn, daß extra ein Mann vom Yard gekommen ist?«

»Wenn Sie es wissen, warum fragen Sie dann?« Talbot schloß seinen Wagen auf. »So, und nun lassen Sie mich bitte fahren. Ich habe es eilig.«

»Aber die Bevölkerung hat ein Recht auf…«

Talbot hörte gar nicht mehr hin. Er knallte die Tür zu und startete.

Enttäuscht und wütend blickten die Reporter dem grünen Wagen hinterher.

Inspektor Talbot kannte in Tonbridge jeden Stein. Er fuhr eine Abkürzung, um zu dem Haus der beiden Schwestern zu gelangen. Er parkte fast an der gleichen Stelle, wo auch John Sinclair seinen Wagen einige Stunden vorher abgestellt hatte.

Als Talbot ausstieg, blickte er sich nach Janet Sturgess um, doch er konnte sie nirgendwo entdecken. Achselzuckend ging er auf das einstöckige Haus zu. Über der Tür brannte eine Kugellampe. Sie gab kaum Licht. Höchstwahrscheinlich mußte die Schale mal vom Dreck befreit werden.

Talbot schellte.

Schnelle Schritte kamen auf die Tür zu. Dann wurde die Tür sehr heftig aufgerissen. Sekundenlang sah Talbot in Lydia Bradfords überraschtes Gesicht, dann verschloß es sich wieder und nahm einen etwas abweisenden Ausdruck an.

Talbot hatte das Gefühl, daß die beiden Schwestern jemanden erwartet hatten – aber ihn bestimmt nicht.

»Guten Abend, Miss Bradford«, sagte der Beamte und zeigte seine Dienstmarke. »Ich bin Inspektor Talbot von der hiesigen Mordkommission und hätte gern einmal mit Ihnen gesprochen.«

Lydia Bradford blickte erst die Marke an und dann den Inspektor. »Ist es sehr wichtig?«

»Ja.« Talbot hatte instinktiv erfaßt, daß die Schwestern von seinem Besuch nicht begeistert waren, daß er ihnen ungelegen kam. Und wenn Talbot so etwas merkte, schaltete er auf stur. Dann konnte er

anhänglicher sein als ein Kettenhund.

»Also gut, Inspektor, kommen Sie rein.«

»Lydia, wer ist es denn? Ist es Larry?« Emilys Stimme erklang aus dem Livingroom.

Lydia verzog das Gesicht. Die Frage hatte ihr wohl nicht gepaßt. »Nein, es ist nicht Larry, sondern Inspektor Talbot.«

Daraufhin schwieg Emily.

Talbot lächelte schief. »Ich scheine nicht gerade sehr willkommen zu sein«, meinte er.

»Welcher Polizeibeamte ist das schon?« kam die Gegenfrage.

»Da haben Sie recht, Miss Bradford. Denn irgendwo hat jeder ein schlechtes Gewissen.«

Lydia Bradford gab keine Antwort. Statt dessen deutete sie auf die offenstehende Tür des Livingrooms.

Talbot betrat das Zimmer. Er war noch nie hier gewesen und wunderte sich darüber, daß es noch Menschen gab, die sich soviel Kitsch in ihre Wohnung stellten.

»Nehmen Sie Platz, Inspektor«, sagte Lydia und machte Talbot mit ihrer Schwester Emily bekannt, die auf dem Sofa gelegen und sich bei Talbots Eintritt erhoben hatte.

Lydia setzte sich ebenfalls. Über ihre Brille hinweg peilte sie den Beamten an.

»Ich komme aus zwei Gründen«, sagte Talbot. »Erstens habe ich noch einige Fragen bezüglich des Mordes an Milly Day, und zweitens interessiert mich eine gewisse Janet Sturgess. Sie war eine Klassenkameradin von Milly.«

»Ich wüßte nicht, wie wir Ihnen helfen könnten, Inspektor«, erwiderte Lydia Bradford reserviert. »Wir haben bereits alles gesagt, was wir wußten. Es war ein Kollege von Ihnen hier, ein gewisser Oberinspektor Sinclair. Was allerdings den zweiten Teil Ihrer Frage angeht, so muß ich Sie enttäuschen. Ich kenne keine Janet Sturgess. Und meine Schwester auch nicht. Es tut mir leid.«

Talbot knetete nachdenklich sein Kinn. »Das ist allerdings seltsam, Miss Bradford. Janet Sturgess müßten Sie eigentlich gesehen haben. Sie hat einige Zeit vor Ihrem Haus verbracht und sich auch mit meinem Kollegen unterhalten. Ich frage nur deshalb, weil Miss Sturgess verschwunden ist und wir Grund zu der Annahme haben, daß ihr unter Umständen irgend etwas geschehen ist.«

Lydia Bradford lachte schrill. »Da hört doch alles auf, Inspektor. Sind wir denn plötzlich zu Hüterinnen der jungen Mädchen geworden? Reicht es nicht, daß sie sich an Larry heranmachen? Wieso beobachtet das Weibsbild überhaupt unser Haus. Schon allein das ist eine Unverschämtheit.«

Talbot ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. »Vielleicht hatte sie

einen Grund.«

Lydia Bradford wurde blaß. »Verdächtigen Sie uns etwa?« fragte sie gefährlich leise.

»Jeder ist verdächtig, Miss Bradford.«

»Hast du das gehört, Emily?« kreischte Lydia. »Dieser Mensch wagt es, uns zu verdächtigen. Das ist eine Unverschämtheit. Ich halte dieses Gespräch für beendet.«

Emily Bradford nickte bestätigend.

Talbot schüttelte den Kopf. »Sie werden mich nicht aus dem Haus werfen können. Ich bleibe solange, bis Ihr Neffe Larry zurückkommt.«

Lydia Bradford schnappte nach Luft wie ein Fisch auf dem Trockenen. »Sie wissen, wo Larry steckt?«

»Ja.«

»Und wo?« Die Frage der Frau klang lauernd, doch Talbot hatte das Gefühl als würde Lydia Bradford längst Bescheid wissen.

Trotzdem beantwortete er die Frage. »Larry trifft sich mit Oberinspektor Sinclair. Er wollte ihm so einiges erzählen. Ich glaube, daß wir nach dem Gespräch wissen, wer Milly Day ermordet hat. Die beiden treffen sich übrigens an der abgebrannten Waldhütte, und außerdem kam der Vorschlag von Larry.«

Lydia Bradford hatte die Hände zu Fäusten geballt und den Kopf angriffslustig vorgeschoben. »Larry wird Ihrem Kollegen nichts sagen. Weil er gar nichts weiß. Und falls er in seinem Leichtsinn wirklich etwas ausplaudern sollte, dann müssen Sie erst mal beweisen, daß es stimmt.«

»Das werde ich auch«, sagte Talbot. »Und noch etwas möchte ich Ihnen sagen. Sollte Janet Sturgess ebenfalls tot sein, dann werde ich Ihnen die Hölle heiß machen, darauf können Sie sich verlassen. Ich bin sicher, daß in diesem Hause so einiges vorgeht, und verlassen Sie sich darauf, ich werde es auch herausbekommen.«

»Haben Sie denn einen Durchsuchungsbefehl?« erkundigte sich Lydia Bradford höhnisch.

»Nein.«

»Na also. Dann würde ich an Ihrer Stelle nicht so eine große Lippe riskieren, Inspektor. Wissen Sie, was für ein Gefühl ich habe? Sie wollen uns etwas anhängen. Darauf allein kommt es Ihnen an. Sie brauchen einen Mörder, und wir sind Ihnen da gerade richtig gekommen.«

»Es tut mir leid, wenn Sie das so sehen«, erwiderte Talbot.

»Es tut Ihnen leid?« Lydia Bradford lachte. »Sie entschuldigen, daß ich Ihnen das nicht abkaufe. Nein, Inspektor, Sie brauchen einen Mörder, und die Wahl ist auf uns gefallen.«

»Reden Sie doch nicht solch einen Unsinn. Daß ich Sie verdächtige, haben Sie sich selbst zuzuschreiben. Warum haben Sie eigentlich

gelogen, als Sie gefragt worden sind, wo Larry Harker in der fraglichen Mordnacht gewesen ist.«

»Larry war hier. Emily kann es bezeugen. Ich habe nicht gelogen.«

»Ja, das stimmt«, sagte Emily Bradford.

»Warum hat Larry denn etwas anderes behauptet?« bluffte der Inspektor, der selbstverständlich von Larry Harkers Gespräch mit John Sinclair nichts wissen konnte.

Emily Bradford schwieg.

»Nun, hatte ich recht?«

»Ja und nein, Inspektor. Vielleicht hat Larry das behauptet, aber kein Gericht der Welt würde es anerkennen. Larry ist – das muß ich leider sagen – nicht ganz richtig im Kopf. Er ist schizophren. Das ist auch der Grund gewesen, weshalb wir immer so auf ihn geachtet haben. Auch in der fraglichen Nacht. Vielleicht hat er sich eingebildet, in der Hütte gewesen zu sein – ich weiß es nicht.«

»Gut, das werden wir ja nachprüfen können«, sagte Talbot und blieb plötzlich stocksteif sitzen.

»Ist was, Inspektor?«

Talbot sprang auf. »Ich habe einen Schrei gehört. Ganz schwach nur, aber es war ein Schrei.«

Lydia Bradford lächelte. »Aber, Inspektor, jetzt leiden Sie an Einbildungen. Hier hat niemand geschrien. Oder hast du etwas gehört, Emily?«

»Nein.«

»Zum Teufel, ich habe mich nicht geirrt. Und dieser Schrei ist höchstwahrscheinlich aus dem Keller gekommen. Sie werden mich jetzt dort hinunterführen.«

»Das werden wir nicht.«

»Es tut mir leid, daß ich zu solchen Maßnahmen greifen muß«, sagte Inspektor Talbot und zog seine Dienstpistole. »Aber der Ernst der Situation rechtfertigt diese Lage. Gehen wir, Myladies…«

***

John Sinclair sprang zurück. Gleichzeitig stieß er Larry Harker zur Seite, daß er in ein Gebüsch flog und liegenblieb.

Da pfiff die Sense schon heran!

John tauchte im rechten Moment weg. Die höllische Klinge wischte an ihm vorbei und jagte mit der Spitze in einen Baumstamm.

Der Geister-Jäger riß seine Pistole hervor. Er hatte die Waffe kaum auf den Tod angelegt, da fiel ihm ein, daß in dem Magazin ja keine Silberkugeln steckten, sondern nur normale Bleigeschosse. Schließlich hatte John nicht ahnen können, daß sich dieser ›normale‹ Fall zu einem übersinnlichen okkulten entwickelt hatte. John, der die Schwarze Magie kannte, hätte genausogut mit einer Wasserpistole auf

die unheimliche Gestalt schießen können. Die Wirkung wäre in etwa die gleiche gewesen.

Und doch feuerte John. Er wollte wenigstens nichts unversucht lassen.

Rasend schnell hintereinander betätigte er den Abzug, jagte Kugel auf Kugel aus dem Lauf.

Die Bleigeschosse zerfetzten den Umhang des Sensenmannes, prallten gegen die bleichen Knochen und sirrten als Querschläger davon.

Und dann war das Magazin leer.

Fluchend steckte John die Waffe ein. Larry Harker hatte sich aus dem Gebüsch gearbeitet. Auf allen vieren kniete er am Boden und schrie. Für ihn war es unbegreiflich, daß der Sensenmann selbst Bleigeschossen getrotzt hatte.

»Verschwinden Sie!« brüllte John den jungen Mann an. Doch Larry hörte nicht, sondern schrie weiter.

Und dann begann das Skelett zu lachen. Es klang hohl und schaurig und rollte wie ein langgezogener Donner durch den Wald.

Mit einem Ruck riß der Sensenmann die mörderische Waffe aus dem Baumstamm, drehte sich, so daß die weite Kutte aufschwang und schlug wieder zu.

John hechtete zur Seite. Gerade noch im allerletzten Augenblick. Hautnah fegte die Sense an ihm vorbei. Die Spitze fing sich in seinem Jackett. Knirschend zerriß der Stoff.

John Sinclair war gegen einen Baum geprallt und hatte sich den Kopf an einem Ast gestoßen. Sekundenlang sah er bunte Sterne, doch instinktiv versuchte er, von dem Unheimlichen wegzukommen.

Wieder hörte er das Pfeifen des Sensenblattes.

Diesmal ließ sich John einfach fallen. Über ihm wurden kleinere Äste vom Baum gefegt wie welke Blätter.

Sofort war John wieder auf den Beinen.

Da packte die linke Knochenhand des Sensenmanns zu.

Jäh zuckte in dem Geister-Jäger der Schmerz auf. Er wollte sich aus dem gnadenlosen Griff winden, doch das Skelett hielt eisern fest. Mit ungeheuerem Druck zwang es John Sinclair in die Knie.

Vergebens stemmte sich John Sinclair gegen die Umklammerung an. Die Kraft des Sensenmannes war jedoch ungebrochen. Sie konnte nur in der Hölle geboren sein.

John ächzte. Sein Oberkörper wurde dem Boden entgegengedrückt. Schon roch er den fauligen Geruch der Erde.

Dann preßte der Unheimliche Johns Gesicht in den Schlamm, hob das rechte Bein und setzte den knöchernen Fuß auf John Sinclairs Rücken, Weit holte der Tod mit der Sense aus.

Noch ein paar Atemzüge, dann würde die höllisch scharfe Schneide den Geister-Jäger durchbohren…

***

Lydia Bradford sprang aus ihrem Sessel, als hätte man sie mit einer Bombe hochgescheucht.

»Sind Sie wahnsinnig, Inspektor? Sie bedrohen uns hier in unserem eigenen Haus? Das ist eine Unverschämtheit. Was sagst du dazu, Emily?«

»Ich schließe mich ganz deiner Meinung an«, kreischte Emily Bradford. »Wir dürfen uns das nicht gefallen lassen.«

»Zwingen Sie mich nicht, unhöflich zu werden«, sagte Talbot. »Ich will in den Keller, und Sie werden mich begleiten!«

»Gut!« Lydia Bradford richtete sich kerzengerade auf. »Wir beugen uns der Gewalt, Inspektor. Aber diese Sache wird für Sie ein Nachspiel haben, verlassen Sie sich darauf.«

Talbot hob die Schultern. »Ich bin Kummer gewohnt.«

Lydia Bradford gab ihrer Schwester mit den Augen ein Zeichen. Emily kam um den Tisch herum und ging steif in Richtung Tür.

Trotz der ernsten Situation konnte sich Talbot ein Lächeln nicht verkneifen. Die beiden Alten machten eine zu komische Figur.

»Haben Sie auch den Schlüssel?« fragte Talbot, als sie in den Flur einbogen.

»Den trage ich immer bei mir«, erwiderte Lydia Bradford.

»Um so besser.«

Talbot blieb immer zwei Schritte hinter den Alten. Die Waffe lag locker in seiner Hand. Das Magazin war voll, und Talbot konnte sich nicht einmal daran erinnern, wann er zum letztenmal mit der Pistole geschossen hatte. In Tonbridge geschah selten etwas. Und wenn, dann löste Talbot den Fall auch ohne Waffe.

Vor der Kellertür blieben die beiden Alten stehen. Lydia holte den Schlüssel aus der Tasche und schloß auf.

Dunkelheit gähnte den drei Personen entgegen. Der Schrei, den Talbot gehört hatte, war verstummt. Eine bedrückende Stille lag über dem Keller.

»Gibt es hier kein Licht?« fragte der Inspektor.

»Wir müssen eine Kerze anzünden«, sagte Lydia Bradford.

»Dann tun Sie es. Aber schnell, wenn ich bitten darf.« Talbot wollte keine Sekunde verlieren. Wahrscheinlich befand sich ein Mensch in Lebensgefahr, und da kam es auf jede Sekunde an.

Lydia Bradford riß ein Zündholz an. Wenig später flackerten zwei Kerzen auf.

Lydia und Emily Bradford hatten je eine Kerze genommen. »Gehen Sie schon.« Der Inspektor drängte zur Eile.

Die Alten gingen die Treppe hinunter. Talbot mußte aufpassen, daß er nicht stürzte, denn die Stufen waren hoch und steil. Der Inspektor war froh, als die Treppe zu Ende war und sie durch den Kellergang

schleichen konnten.

Talbots Blick flog nach links und rechts. Er sah die einzelnen Verschläge und auch die aus Latten gefertigten Türen davor. Die Frauen mußten in jeden Raum hineinleuchten, so gut es ging.

In den stockdunklen Verliesen befand sich alles mögliche, nur kein Mensch.

»Na, Inspektor, Sie haben sich wohl geirrt«, sagte Lydia Bradford und wandte Talbot das Gesicht zu.

In dem zuckenden Flammenschein sah es seltsam gespenstisch aus. Lydia Bradford hatte die schmalen Lippen zu einem höhnischen Grinsen verzogen, und die Augen hinter der Brille funkelten.

»Gehen Sie weiter«, sagte Talbot, der auch den letzten Winkel des Kellers ausgeleuchtet haben wollte.

»Aber Sie finden nichts mehr, Inspektor«, sagte Emily. »Wir haben ihnen alles gezeigt.«

»Ich habe gesagt, Sie sollen weitergehen!« zischte Talbot, dem der Keller irgendwie unheimlich vorkam. »Los, machen Sie schon.«

»Komm, Emily, dieser Mann ist nicht zu überzeugen«, sagte Lydia und faßte ihre Schwester am Arm.

»Aber wir…«

»Komm schon!«

Dieser kurze Dialog bewies dem Inspektor, daß die beiden doch etwas zu verbergen hatten. Er war schon bereit gewesen, die Waffe wegzustecken, doch jetzt behielt er sie in der Faust.

Die Decke des Kellers war ziemlich hoch. Auch ein größer als normal geltender Mann konnte bequem aufrecht gehen.

Sie erreichten das Ende des Kellerganges, und dann sah der Inspektor die Holztür.

Sie war im Gegensatz zu den anderen Verschlägen massiv gebaut und besaß ein modernes Schloß.

»Aufschließen!« befahl Talbot.

Da wandte Lydia Bradford sich um. »Inspektor«, sagte sie mit eindringlicher Stimme. »Ich werde die Tür aufschließen. Aber glauben Sie nicht, daß Sie damit gewonnen haben. Sie machen einen großen Fehler, den Sie nie wieder ausgleichen können. Diese Tür verbirgt ein Geheimnis, das nur Eingeweihte kennen. Jeder Außenstehende, der das Geheimnis gelüftet hat, lebt nicht mehr.«

Talbots Gesicht wurde zur Maske. »Was soll die Rederei? Wollen Sie mich warnen und gleichzeitig neugierig machen? Mit dieser Rede haben Sie sich doch selbst beschuldigt. Also, machen Sie auf.«

»Gut, Inspektor!«

Lydia Bradbord bückte sich, gab Emily ihre Kerze und holte einen Schlüssel hervor. Er war ziemlich lang und seltsam geformt.

Lydia drehte den Schlüssel herum.

Sie drückte die Klinke nach unten und stieß die Tür auf. »Bitte, Inspektor, gehen Sie Ihrem Tod entgegen!«

Talbot wollte etwas sagen, doch im gleichen Augenblick hörte er den Aufschrei einer Frauenstimme. Und dann taumelte eine Gestalt aus dem Dunkel des Verlieses. Als der Kerzenschein ihr Gesicht streifte, erkannte Will Talbot in ihr das Mädchen Janet Sturgess. Sie war mit ihren Kräften am Ende.

»Inspektor«, röchelte sie. »Helfen Sie mir! Bitte!« Janet warf sich in Talbots Arme. Unwillkürlich fing der Inspektor die völlig Erschöpfte auf. Die Hand mit der Pistole geriet dabei aus der Richtung.

Lydia Bradford sah es und handelte wie ein Profi. Sie huschte in die schützende Dunkelheit und hob blitzschnell die Holzlatte auf, die Janet Sturgess bei ihrem Kommen verloren hatte.

Talbot war zu langsam. Außerdem wurde er von Janet behindert, die in seinen Armen lag, das Gesicht an seine Schulter gepreßt hatte und weinte.

Lydia Bradford war mit zwei Schritten hinter dem Inspektor.

Sie hatte die Latte mit beiden Händen umklammert, holte weit aus.

Talbot ahnte die Gefahr, wollte sich wegducken – er schaffte es nicht mehr.

Die Latte knallte auf seinen Kopf.

Es gab ein dumpfes Geräusch. Talbot zuckte zusammen, stöhnte vor Schmerz auf, war aber noch nicht bewußtlos.

Wieder schlug die Alte zu.

Talbot stieß einen röchelnden Laut aus. Janet Sturgess entglitt seinen Armen.

»Ja, schlag zu, Lydia!« kreischte Emily Bradford. Sie war wie vom Wahnsinn besessen. »Los, schlag weiter.«

Der Inspektor war auf die Knie gesackt. Der Kopf war nach vorn gesunken, das Kinn lag auf der Brust. Er stand am Rand einer Ohnmacht. Der Boden vor seinen Augen wogte wie ein Wellenmeer. Übelkeit stieg in Talbot hoch.

Da traf ihn der letzte Schlag und löschte sein Bewußtsein aus. Mit dem Gesicht nach unten fiel er auf den Steinboden.

Lydia Bradford lachte hämisch, bückte sich, riß dem Inspektor die Waffe aus der Hand und steckte sie hinter den Gürtel ihres Kostümrocks.

»Der macht uns keinen Ärger mehr«, flüsterte sie mit heiserer Stimme. Ein paar Haarsträhnen waren Lydia Bradford in die Stirn gerutscht. Sie wischte sie mit einer Bewegung weg.

Janet kauerte an der Wand. Sie war dorthin gekrochen, kurz bevor die Alte den Inspektor bewußtlos geschlagen hatte. Janets Augen waren angstgeweitet, ihre Stimme kaum mehr zu erkennen.

»Nein«, schluchzte Janet, als Lydia Bradford auf sie zukam. »Ich will

nicht mehr zurück. Ich will nicht mit einem Toten Zusammensein. Ich will… ahhh…«

Lydia Bradfords linke Hand klatschte gegen Janets Wange. »Halt den Rand, du verdammte Schlampe! Schließlich hast du dir dein Schicksal selbst zuzuschreiben.«

Janet lag wimmernd am Boden.

Ungerührt blickte Lydia auf sie herunter. »Blödes Weibsbild«, sagte sie. »Du hattest wohl auch vorgehabt, dir Larry zu angeln, was? Aber daraus wird nichts. Du mußt bei Henry bleiben und ihm Gesellschaft leisten. Ihm und dem Tod, der gleich kommen wird. Was meinst du, wird Henrys Geist sagen, wenn ich ihm erzähle, was du mit Larry vorgehabt hattest, du kleine Schlampe.«

Lydia Bradford begann zu kichern. Dann wandte sie sich an ihre Schwester. »Los, Emily, hilf mir, wir müssen alles vorbereiten. Schließlich sind wir Henry einen würdigen Empfang schuldig…«

***

»Neiiinnn! Nicht!« Die Stimme des jungen Larry Harker gellte auf, überschlug sich und brach ab.

Der unheimliche Sensenmann zögerte. Noch schwebte die Spitze der Waffe etwa einen halben Yard über John Sinclairs Körper.

Larry Harker brach taumelnd aus den Büschen. Sein Gesicht war verzerrt, sein Atem flog. Er hatte die Arme abwehrend und bittend zugleich vorgestreckt. Seine Füße schleiften über den Boden, als er auf den Tod zuging.

Dicht vor dem Sensenmann brach Larry in die Knie. »Bitte nicht!« keuchte er. »Verschonen Sie das Leben dieses Mannes. Er hat Ihnen doch nichts getan. Er wollte doch nur mir helfen! Reicht denn ein grausamer Mord nicht schon? Ist denn nicht schon genug Blut geflossen. Auch Milly Day konnte nichts dafür. Sie wollte nur mit mir allein sein, das war alles. Wenn Sie unbedingt jemanden töten wollen, dann töten Sie mich!«

Larrys Finger krallten sich in der Kutte fest. Sein Gesicht befand sich nicht mehr weit von dem dunkelroten Stoff entfernt, und Larry roch den Modergeruch, der von der Kutte ausging.

Er schauderte.

Larry Harker spürte, wie sein Herz gegen die Rippen hämmerte und das Blut in seinem Kopf rauschte.

Dann trat der Sensenmann einen Schritt zurück, schulterte seine gefährliche Waffe und nahm auch den Fuß von John Sinclairs Rücken. Der Tod beugte sich vor und wandte Larry Harker sein Gesicht zu.

Der junge Mann sah das Schimmern der Knochen, die fleischlosen Zahnreihen und die leeren Augenhöhlen, die wie tiefe, geheimnisvolle Schächte wirkten.

»Gut, Larry«, sagte der Tod mit seiner hohlen Grabesstimme, »ich verschone ihn, weil du mich darum gebeten hast. Aber merke dir eins: noch einmal werde ich dir solch einen Wunsch nicht erfüllen. Ich habe nicht dir zu gehorchen, sondern anderen, obwohl du ein Stück von mir bist. Vergiß das nie, Larry Harker. Du bist ein Stück von mir!«

Larry schaute den Sensenmann aus weit geöffneten Augen an. Er hatte zwar die Worte gehört, sie jedoch nicht begriffen. So etwas wie ein Lächeln umspielte die beinernen Mundwinkel des Tods, und er streckte seine rechte Skeletthand aus, um Larry Harker über den Kopf zu streicheln.

Der junge Mann spürte die Eiseskälte, und eine Gänsehaut rieselte über seinen Rücken.

Dann wandte der Tod sich ruckartig um und verschwand mit weiten, raumgreifenden Schritten. Sekunden später hatte ihn die Nacht verschluckt, und es war, als hätte es ihn nie gegeben.

Larry Harker kniete starr vor Staunen und Entsetzen auf der feuchten Erde.

»Habe ich das alles geträumt?« fragte er mit rauher Stimme.

»Nein, Larry, du hast nicht geträumt«, erwiderte John Sinclair. »Ich habe alles mitbekommen.«

John stützte sich auf die Knie. Er sah aus, als hätte er ein Schlammbad genommen. Sein Mantel, sein Jackett waren völlig verdreckt und von den Sensenhieben zerrissen. Der Geister-Jäger holte ein Taschentuch hervor und säuberte, so gut es ging, sein verschmutztes Gesicht.

»Ich begreife es nicht«, flüsterte Larry immer wieder. »Warum hat er Sie verschont?«

»Weil du ihn darum gebeten hast.«

»Aber was habe ich mit ihm zu tun?« schrie Larry und schlug auf seine Brust. »Und was hat er alles zu mir gesagt? Ich wäre ein Stück von ihm. Das geht doch nicht. Der hat gerade so getan, als wenn er mein Vater wäre.«

Vielleicht ist er das auch, wollte John sagen, schwieg aber dann vorsichtshalber. Er wollte nicht noch mehr Zweifel in dem jungen Mann erwecken. Statt dessen sagte er: »Ich glaube, Larry, wir müssen die Lösung des Rätsels in deiner Vergangenheit suchen. Und bei deinen Tanten. Denn sie spielen eine mehr als undurchsichtige Rolle in diesem höllischen Spiel. Ich habe fast das Gefühl, daß sie die wahren Beherrscher des Todes sind. Es müssen in eurem Keller Dinge geschehen sein, die so teuflisch und grausam waren, daß man es kaum wagt, sie auszusprechen.«

John Sinclair suchte in seinen Taschen nach Zigaretten, fand ein Stäbchen und zündete es an.

John sog den würzigen Rauch in die Lungen und blies ihn durch die

Nasenlöcher aus. Dann sagte er: »Larry, auf dich kommt es jetzt an. Du mußt mir helfen. Willst du das tun?«

»Selbstverständlich, Herr Oberinspektor. Schließlich bin ich auch daran interessiert, das der wahre Mörder von Milly Day zur Rechenschaft gezogen wird.«

»Gut, dann paß auf.« John Sinclair erklärte dem jungen Mann mit ein paar Sätzen seinen Plan. Larry hörte zu, ohne eine einzige Gegenfrage zu stellen. Ab und zu nickte er zur Bestätigung.

»Du hast also alles verstanden?« fragte John.

»Ja.«

»Gut, dann laß uns jetzt gehen.«

John warf die Zigarette fort, knipste seine Taschenlampe an und suchte den Boden nach seiner Pistole ab. Er fand sie neben einer aus der Erde getretenen Baumwurzel.

John steckte die Waffe weg. Sie war zwar leergeschossen, aber Reservemagazine befanden sich im Handschuhfach seines Wagens.

Mit schnellen Schritten gingen die beiden ungleichen Partner den Weg zurück. John Sinclair hatte es auf einmal sehr eilig, als befürchte er, zu spät zu kommen.

***

Es war eine gespenstische Atmosphäre!

Dicke schwarze Kerzen standen in schweren eisernen Leuchtern. Dunkelrote Flammen zuckten von den Dochten hoch, tanzten über die dunklen Vorhänge und schienen sie zu einem geisterhaften, unwirklichen Leben zu erwecken.

Sieben Kerzen hatten die beiden Schwestern angezündet. Sie waren die magischen Wegweiser des Sensenmanns zu seinem Gastkörper, der Mumie, die in der Mitte des Verlieses auf einem Stuhl saß.

Die Mumie war ein Mann.

Er sah schrecklich aus. Seine Haut war nach dem Tod mit Salben und Ölen bestrichen worden, um den Prozeß der Verwesung aufzuhalten. Auf den Kopf hatten die beiden Schwestern dem Toten eine strähnige Kunsthaarperücke gesetzt und dem Mann nach der Einbalsamierung wieder die Kleidung angezogen, die er noch Minuten vor seinem Tod getragen hatte.

Die Haut des Mannes war faltig. Die langen Jahre hatten ihre Spuren hinterlassen. Sie war runzelig und welk. Die Zähne waren ausgefallen, und der Mund klaffte wie eine häßliche Wunde in dem Gesicht.

Der Stuhl, auf dem der Tote saß, war auch zu Lebzeiten sein Lieblingsplatz gewesen.

Ja, die beiden Schwestern hatten wirklich für alles gesorgt. Lydia und Emily Bradford waren Spezialisten. Sowohl, was das Verbrechen betraf, als auch die Kunst des Übersinnlichen. Sehr lange schon hatten

sich die beiden mit Schwarzer Magie beschäftigt. Sie gehörten dem Zirkel der Schwarzen Brüder an, einer Sekte, die auf der gesamten Welt ihre Anhänger hatte, und die immer mehr Mitglieder bekam und von Tag zu Tag stärker und gefährlicher wurde.

Mit ihrer Hilfe und mit Hilfe des Satans hatten die beiden Schwestern es geschafft, den Tod auf die Erde zu holen. Als Gastkörper diente ihnen dabei der mumifizierte Henry, ein Mann, der im Leben der Zwillingsschwestern die größte Rolle gespielt hatte.

Der höllische Triumph war perfekt. Jahrelange Mühe und Arbeit hatten sich gelohnt. Der Sensenmann hatte das Opfer angenommen. Er hatte die finsteren Dimensionen des Schreckens verlassen, hatte Henrys Geist in sich aufgesaugt und war bereit, ein Diener der teuflischen Schwestern zu werden.

Aber all die Zusammenhänge kannten Inspektor Talbot und Janet Sturgess nicht, die gefesselt am Boden lagen und denen das blanke Entsetzen die Kehle zuschnürte.

Sie hatten den Kopf gedreht, um die Mumie nicht ansehen zu müssen.

Vor ihnen stand Lydia Bradford. Sie hatte sich umgezogen. Um ihren mageren Körper schlotterte ein grünes Gewand, auf das häßliche Teufelsfratzen gestickt waren. Das Haar hing der Frau aufgelöst und strähnig bis auf die Schultern. Sie hatte die Brille abgesetzt, und aus ihrem Blick strömte eine Menschenverachtung, wie sie ihr nur der Satan persönlich eingegeben haben konnte.

»Auch ihr werdet sterben«, kicherte die Alte und zeigte mit ihren mageren Fingern auf die beiden Gefesselten. »Der Tod kommt und wird blutige Ernte halten!«

Inspektor Talbot raffte all seinen Mut zusammen. »Es wird Ihnen nicht gelingen«, preßte er hervor. »Vielleicht können Sie uns töten. Aber das ist auch alles. Dem Gesetz können Sie nicht entkommen. Jeder meiner Kollegen weiß, wo ich mich aufhalte. Sie werden dieses Haus auf den Kopf stellen und Ihnen Ihre scheußlichen Verbrechen Punkt für Punkt nachweisen. Nein, Miss Bradford, dem Gesetz ist bisher noch niemand entwischt. Alle kommen sie an die Reihe. Da machen auch Sie keine Ausnahme.«

Lydia Bradford begann zu lachen. »Sie armer Irrer. Was werden Ihre Leute denn hier finden? Zwei alte Damen, die friedlich ihren Lebensabend verbringen. Dieses Verlies hier wird man nicht entdecken, dafür sorgen wir. Die Schwarze Magie ist so stark, daß die Polizisten, die das Haus betreten, völlig unter ihrem Bann stehen werden. Sie entkommen den magischen Kräften nicht. Sie werden all das vergessen, was sie hier gesehen haben, und nur das in Erinnerung behalten, was wir wollen, Inspektor. Und auch ein Mann wie John Sinclair kann diesem Zauber nicht trotzen. Ich kenne wohl den Ruf,

den dieser Oberinspektor hat. Man nennt ihn auch den Geister-Jäger, und er hat viel Schaden unter den Mächten der Finsternis angerichtet. Aber der Tod ist ihm auf den Fersen, und dem Sensenmann ist noch niemand entkommen. Auch ein John Sinclair wird es nicht schaffen.«

»Und wenn doch?«

»Ich sagte Ihnen ja schon, dieses Haus hat seine eigenen Gesetze.«

Lydia Bradford hatte kaum ausgesprochen, als sie den eiskalten Hauch spürte, der durch das Verlies wehte.

Der Tod war gekommen!

Drohend stand er in dem offenen Türrechteck, die Sense in seiner Hand funkelte gefährlich. Die leeren Augenhöhlen waren auf die Gefangenen gerichtet.

Talbot bäumte sich in seinen Fesseln auf. Er ahnte, daß seine und Janet Sturgess' letzte Stunde geschlagen hatte.

Lydia Bradford kreiselte herum. »Hast du ihn getötet?« zischte sie. Sie war gierig nach einer Antwort wie ein Durstiger auf Wasser.

»Nein! Ich habe ihn nicht getötet!«

»Was?« kreischte die Alte. »Du hast ihn am Leben gelassen? Bist du denn wahnsinnig. Warum hast du es getan?«

»Weil er mich darum gebeten hat!«

»Wer – er?«

»Larry!«

»Zum Henker mit Larry!« schrie die Alte. »Larry gehört zu uns. Er hat dir nichts mehr zu sagen. Wir haben Larry großgezogen, nicht du. Merk dir das. Aber noch ist nicht alles zu spät«, hechelte die Alte. »Er wird bestimmt herkommen und den Oberinspektor mitbringen, dann kannst du das vollenden, was du vorhin nicht getan hast. Und da«, Lydia zeigte auf die beiden Gefangenen, »da liegen deine nächsten Opfer. Auch sie müssen sterben. Sie wissen zuviel. Sie wollten unsere Kreise stören.«

Der Sensenmann lachte hohl. »Ja«, sagte er. »Ich werde sie umbringen.« Der Tod trat einen Schritt vor, und Inspektor Talbot spürte, wie ihm der Angstschweiß aus allen Poren brach. Auch Janet Sturgess zitterte am gesamten Leib. Sie hatte nicht einmal die Kraft, zu schreien.

»Noch habt ihr eine Galgenfrist«, sagte der Tod mit dumpfer Stimme, »denn auch meine Kräfte sind nicht unbegrenzt. Ich muß sie immer wieder erneuern.«

Und dann geschah etwas Seltsames.

Die Gestalt des Todes schrumpfte plötzlich zusammen, wurde immer kleiner und durchsichtiger, bis sie nur noch ein Schemen war, der durch die Luft tanzte und in dem offenstehenden Mund der Mumie verschwand.

Inspektor Talbot kam aus dem Staunen nicht mehr heraus. Er hatte

einmal ein Foto gesehen, auf dem ein Medium abgebildet war, und aus dessen Mund eine Plasmawolke quoll. Genauso war es hier gewesen, nur in umgekehrter Reihenfolge.

Lydia Bradford lachte, als sie das zum Teil ungläubige und entsetzte Gesicht des Polizisten sah.

»Es ist unbegreiflich, nicht wahr, Inspektor?«

Talbot gab keine Antwort. Er hätte sowieso keine vernünftige Erklärung gefunden und mußte sich eben mit den Tatsachen abfinden.

Plötzlich ertönte Emily Bradfords schrilles Organ. »Lydia«, rief sie. »Komm nach oben. Larry ist eben gekommen.«

Lydia rannte aus dem Verlies. »Ist er allein?« schrie sie zurück.

»Ja.«

»Gut, ich warte hier.«

In der gleichen Sekunde schrillte auch schon die Türklingel…

***

Erschöpft lehnte sich Larry Harker gegen die Haustür. Die letzten zweihundert Yard war er gelaufen. Sein Atem flog, und Larry war in Schweiß gebadet.

Der junge Mann war zwar erschöpft, aber nicht willenlos. Larry war bereit, zu kämpfen – auch gegen seine Tanten, die ihn erzogen hatten. Larry wollte endlich das Geheimnis seiner Herkunft lüften. Bisher hatten ihm die Tanten immer nur auf diesbezügliche Fragen erwidert, sie hätten ihn aus dem Waisenhaus geholt. Mehr nicht. Kein Wort über die Eltern.

Larry gönnte sich eine Minute Ruhe und wartete ab, bis sein Atem wieder normal ging.

In der kleinen Seitenstraße war es ruhig. Hier fuhr kaum ein Auto hindurch, und die einzelnen Häuser wirkten hinter den Vorgärten wie Schutzburgen.

Larry hatte keinen Schlüssel bei sich.

Er schellte.

Sekunden später riß Emily Bradford die Haustür auf. »Aber Larry«, sagte sie und preßte ihre Hand auf die Brust. »Wie siehst du denn aus?«

»Das ist egal«, erwiderte Larry. »Laß mich rein.« Als Emily zögerte, schob er sie kurzerhand zur Seite. »Wo ist deine Schwester?«

Larry hatte bewußt nicht Tante Lydia gesagt. Für ihn war dieser Name gestorben.

»Sie ist… sie ist…«

»Im Keller?«

Emily nickte.

»Dann führ mich hin.«

»Aber ich…«

»Los, mach schon, verdammt.«

Larry packte Emily mit beiden Händen an den Schultern. »Die Zeiten, wo ihr mich behandelt habt wie einen Säugling, sind ein für allemal vorbei. Merkt euch das.«

»Aber Larry, so kannst du doch nicht reden«, kreischte Emily. »Was ist denn plötzlich in dich gefahren?«

»Gar nichts. Ich will nur endlich wissen, woran ich bin. Ihr habt mich über zwanzig Jahre hinters Licht geführt. Und jetzt komm endlich mit in den Keller, oder muß ich dich erst hinschleifen?«

»Wie sprichst du überhaupt mit mir?« Emily Bradford wollte aufbegehren, doch Larry hielt sie eisern fest und schob sie tiefer in den Flur hinein.

Erst dicht vor der Kellertür ließ er sie los. »So, meine liebe Tante, jetzt geh mal brav voran.«

Emily Bradford versuchte es ein letztes Mal. »Larry«, sagte sie mit flehender Stimme. »Sei doch vernünftig. Noch hast du Zeit dazu. Stell dich nicht gegen uns. Geh in dein Zimmer, und laß alles andere uns machen.«

Der junge Mann nickte wild. Er zog die Lippen auseinander und zeigte ein wölfisches Grinsen. »Keine Angst, liebe Emily, ich werde schon vernünftig, aber auf meine Weise.«

Emily Bradford hob die Schultern.

»Schade, Larry. Wenn du dir nicht helfen lassen willst, dann mußt du auch die Folgen ausbaden.«

»Ihr wollt mich wohl auch killen, ihr Bestien?«

Darauf gab Emily Bradford keine Antwort. Ruhig und mit festen Schritten ging sie auf die offenstehende Kellertür zu und tauchte in das Halbdunkel des langen Ganges.

Larry folgte seiner Tante auf dem Fuß.

Die Tür zu dem geheimnisvollen Verlies stand offen. Ein flackernder Lichtschein drang aus der Öffnung und erleuchtete noch einen kleinen Teil des Kellerganges.

In dem offenen Türrechteck stand Lydia Bradford. »Da seid ihr ja endlich«, rief sie den Ankömmlingen entgegen. »Emily, ich freue mich, daß du Larry doch mitgebracht hast. Ich hatte schon Angst, er würde auf sein Zimmer gehen.«

»Der und Angst?« zischte Emily. »Der tanzt aus der Reihe, Lydia, das wirst du schon noch merken.«

»Ach, rede doch keinen Unsinn. Larry ist immer noch ein lieber, braver Junge.«

Für diese Worte hatte Emily nur ein häßliches Kichern übrig.

Larry war dem Dialog der beiden Alten nicht bewußt gefolgt. Die Worte waren an seinen Ohren vorbeigerauscht. Sein Blick haftete wie ein Magnet auf Lydia Bradford. Er sah den giftgrünen, mit

schrecklichen Fratzen bestickten Umhang, die strähnigen langen Haare und die rotunterlaufenen Augen. So hatte er Lydia Bradford noch nie gesehen, und ihm fielen John Sinclairs Worte ein, die ungefähr gelautet hatten: ›In dem Keller muß etwas Schreckliches, Grauenhaftes vorgegangen sein.‹ Bestimmt hatte der Oberinspektor recht gehabt. Larry versuchte, einen Blick in das Verlies zu werfen. Es gelang ihm nicht, sein Standort war zu ungünstig. Außerdem deckte seine Tante einen Teil der Öffnung mit ihrem Körper ab.

Lydia Bradford lächelte. »Was starrst du mich so an, Larry?« sagte sie und kam einen Schritt auf den jungen Mann zu. »Gefalle ich dir?« Sie versuchte, seine Hand zu greifen, doch Larry sprang zurück.

»Faß mich nur nicht an!« schrie er.

»Gut, wie du willst.«

»Ich habe es dir doch gesagt«, hetzte Emily. »Er steht nicht auf unserer Seite.«

Lydia Bradford warf Larry einen undefinierbaren Blick zu. »Das solltest du dir besser überlegen, mein Junge.«

»Nenn mich bitte nicht mein Junge!« Larrys Stimme erinnerte an das Knurren eines Wolfes.

»Gut, lassen wir das!« Lydia Bradford sprach plötzlich völlig anders. »Du wolltest immer das Geheimnis des Kellers kennenlernen. Bitte schön, du darfst das Verlies betreten.«

Die Alte machte eine einladende Geste.

Larrys Blick flackerte unsicher zwischen den beiden Tanten hin und her. Dann gab sich der junge Mann einen Ruck, atmete noch einmal tief ein und ging mit festen Schritten auf das Verlies zu.

Er hatte es kaum betreten, da blieb er geschockt stehen.

Er konnte nicht fassen, was er sah. Zuviel stürmte in diesen Sekunden auf ihn ein.

Die Mumie auf dem Stuhl glotzte ihn aus toten Augen an. Larry sah die welke Haut, und ein nie gekanntes Grauen packte ihn. Der flackernde Kerzenschein zuckte über sein Gesicht und ließ es aussehen wie in Blut getaucht.

Larry schluckte. Seine Hände hatten sich zu Fäusten geballt, und ein lautes Stöhnen drang aus seinem Mund.

»Ja, sieh nur genau hin«, sagte eine Stimme. »Es sind deine Tanten gewesen, die dieses gräßliche Spiel angefangen haben.« Inspektor Talbot hatte die Worte gesagt. Er lag noch immer gefesselt am Boden. Genau wie Janet Sturgess.

Aber der junge Mann hatte für Talbot keinen Blick. Er sah nur noch das Mädchen.

»Janet!« schrie er und warf sich neben dem Girl auf die Knie. »Himmel, was haben sie mit dir gemacht?«

Larry nahm ihren Kopf in beide Hände und blickte in ihre Augen, die

ihn flehend ansahen. »Hol uns hier raus, Larry«, sagte das Mädchen mit schwacher, kaum zu verstehender Stimme. »Ich – ich kann nicht mehr. Du mußt uns helfen.«

»Warte, gleich. Ich nehme dir die Fesseln ab.«

Larry wollte Janet auf den Bauch drehen, um an ihre auf dem Rücken gefesselten Handgelenke zu gelangen, doch Lydia Bradfords scharfer Ruf stoppte ihn.

»Laß die Finger von ihr!«

Langsam wandte Larry den Kopf. »Du wirst mich nicht daran hindern können, du mieses Weibsbild, du!«

Lydia Bradford begann zu lachen. »Sieh an, der Kleine wird aufsässig«, höhnte sie. »Na warte, ich werde dich schon wieder zurechtstutzen, du Waschlappen.«

Das war zuviel.

Larry Harker schnellte plötzlich hoch, wollte sich auf seine Tante stürzen, doch diesmal ließ sich Lydia Bradford nicht überraschen. Blitzschnell wich sie aus.

Larry stolperte ins Leere. Er prallte gegen einen der Vorhänge an der Wand, wirbelte herum und wollte sich wieder vorwerfen, als er plötzlich stocksteif stehenblieb.

Lydia Bradfords Hand war blitzschnell in die Tasche ihres Umhanges geglitten, und als sie wieder zum Vorschein kam, glotzte das häßliche Loch einer Pistolenmündung Larry an. Es war die Waffe, die Lydia Bradford dem Inspektor weggenommen hatte.

Larry wurde totenblaß. »Willst du mich erschießen?« fragte er schweratmend.

Lydia Bradford lächelte kalt. »Wenn es nicht anders geht – ja. Aber ich hoffe, du wirst auch so vernünftig. Ich habe dir nämlich einiges zu erzählen. Hör genau zu, damit du auch jedes einzelne Wort verstehst. Diese Mumie da«, Lydia deutete mit der freien Hand auf den einbalsamierten Körper, »ist niemand anderes als dein Vater…!«

***

Der Plan hatte geklappt. John Sinclair huschte wie ein Schatten in das Haus.

Er hatte mit Larry Harker vereinbart, daß dieser die Haustür nicht ins Schloß drücken sollte, und Larry hatte sich daran gehalten.

John hatte kaum die erste Stufe betreten, als er bereits die Stimmen hörte. Deutlich konnte er die von Larry Harker und die von Lydia Bradford unterscheiden.

Er konnte zwar nicht hören, was sie sagten, doch es war deutlich zu verstehen, daß sie sich stritten.

Für einen Moment dachte John daran, ohne Rücksicht darauf, daß man ihn hätte hören können, in den Keller zu stürzen und die beiden

Frauen zu überrumpeln. Doch dann ließ er den Plan wieder fallen. Noch bestand für Larry keine unmittelbare Gefahr, und John konnte sich durchaus verstellen, daß das Gespräch der beiden auch für ihn interessant sein würde.

Vorsichtig stieg der Oberinspektor die Stufen hinunter. Das herrschende Halbdunkel schluckte seine Umrisse. Johns Rechte glitt unter das Jackett und kam mit der frischgeladenen Pistole wieder zum Vorschein.

Jetzt hatte der Geister-Jäger das Ende der Treppe erreicht. Dicht an die Wand gepreßt blieb er stehen.

Lydia Bradfords Stimme war lauter geworden, sie klang triumphierend und siegessicher.

Und was John Sinclair, in den nächsten Minuten zu Ohren kam, war eine der unheimlichsten und faszinierendsten Geschichten, die er je in seinem Leben gehört hatte…

***

Larry Harker stand da, als hätte ihn der Schlag getroffen. Sekundenlang verschwamm alles vor seinen Augen. Das Verlies drehte sich in einem tosenden Wirbel. Das Blut rauschte in seinen Ohren, und tief in seinem Hirn hämmerte nur ein Gedanke:

Er ist dein Vater! Die Mumie ist dein Vater!

Die Nachricht hatte Larry geschockt wie nie eine Sache zuvor in seinem Leben.

Larry Harker stöhnte auf. Er bewegte die Lippen, doch kein Laut drang aus seinem halbgeöffneten Mund.

Nur langsam ging der Anfall vorüber, und Larry konnte wieder einigermaßen klar denken.

»Damit hast du wohl nicht gerechnet, was, mein Junge?« drang Lydia Bradfords höhnische Stimme in sein Bewußtsein.

Larry schüttelte stumm den Kopf. Dann fragte er: »Wieso ist er mein Vater?« Er kannte seine Stimme selbst kaum noch wieder, so rauh und verändert klang sie. Larrys Augen blickten ins Leere, schienen auf irgendeinen imaginären Punkt in unendlicher Ferne gerichtet zu sein.

»Das wollte ich dir ja gerade erklären«, erwiderte Lydia Bradford. »Aber es ist eine ziemlich lange Geschichte, und du mußt genau zuhören. Außerdem spielt meine Schwester Emily eine große Rolle dabei. Aber ich werde für sie mitreden.«

»Ja, tu das, Lydia«, schnappte Emily.

Larry biß sich auf die Lippen. »Fang endlich an!«

»Nun gut. Es war vor ungefähr zwanzig Jahren. Wie du weißt, haben deine Tante Emily und ich immer allein gelebt. Unsere Eltern sind früh gestorben, und wir mußten schon in der Jugend lernen, uns durchs Leben zu schlagen! Da war für Männerbekanntschaften kein

Platz. Außerdem hatten wir geschworen, nie auseinander zu gehen. Wir hatten ein Hobby. Und das war Okkultismus und Spiritismus. Wir gehörten geheimen magischen Zirkeln an und einer Teufelssekte. Doch die meisten waren Scharlatane und wollten nur unser Geld.«

»Und was hat das alles mit mir und meinem…« Larry stockte. »… meinem Vater zu tun?«

»Warte ab, mein Junge. Eines Tages lernten wir Henry De Camp kennen. Er war ein faszinierender Mensch. Obwohl wir beide viel älter waren als er, hat uns doch das Feuer der Liebe überrannt. Wir wollten Henry besitzen. Aber das konnte nur eine von uns. Wir haben Tage und Nächte über dieses Problem gesprochen und sind doch nie zu einer Lösung gekommen. Dabei haben wir in unserem blinden Liebeseifer nicht bemerkt, daß Henry nur mit uns spielte. Er hatte noch andere Frauen nebenbei. Zufällig habe ich ihn mal in London gesehen. Doch dann beschlossen wir, uns zu rächen. Henry sollte von der Bildfläche verschwinden, uns aber gleichzeitig für immer gehören. Ein schwieriges Problem, das gebe ich zu. Andererseits hatten unsere magischen Forschungen aber auch Fortschritte gemacht, und wie der Zufall wollte, brauchten wir für unsere Beschwörungen eine Leiche. Was lag näher, als an Henry zu denken.«

»Ihr habt ihn einfach umgebracht?« preßte Larry zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor. Die Abgebrühtheit, mit der Lydia Bradford über einen eiskalten Mord sprach, erschreckte ihn zutiefst.

»Immer der Reihe nach, mein lieber Larry«, sagte die Alte. »Wie gesagt, Henry mußte sterben. Wir haben ihn in dieses Verlies gelockt. Er ahnte natürlich von nichts und dachte an einen Spaß. Das wurde es auch. Allerdings für uns. Sogar ein Mordsspaß. Ich habe Henry getötet, mit einem Messer. Ich habe ihn…«

»Hör auf!« schrie Larry. »Verdammt, hör auf.« Trotz der drohend auf ihn gerichteten Pistole wollte er sich auf Lydia Bradford stürzen. Doch die Alte war auf der Hut. Sie sprang zur Seite und drosch Larry den Pistolenlauf ins Gesicht.

Larrys Angriff wurde gestoppt. Haut platzte an seiner Wange. Ein roter Blutfaden lief bis zum Hals und versickerte im Kragen seines Pullovers.

»Wenn du das noch einmal machst, schieße ich!« drohte die Alte. »Hör mir lieber zu. Die Geschichte ist noch längst nicht zu Ende.«

»All right, erzähle weiter.« Larry hatte sein Taschentuch hervorgeholt und preßte es auf die Wunde.

»Henry war also tot«, sagte Lydia. »Aber er konnte uns auch noch als Leiche auf Jahre hinaus dienlich sein. Wir haben die Kunst des Einbalsamierens nicht nur gelernt, sondern noch vervollkommnet. Wir haben es geschafft, den Körper so einzubalsamieren, daß er auch in

einem nicht hermetisch abgeschlossenen Raum existieren konnte. Natürlich hat uns die Schwarze Magie dabei geholfen, und – was noch sehr wichtig war – die Geister hatten jetzt einen Gastkörper. Der Sensenmann selbst war es, der sich dessen bediente. Er kam auf die Erde und hat schon oft blutige Ernte gehalten. Viele haben ihn schon gesehen, wenn er nachts über das Land ging und seine Opfer holte. Doch die meisten hielten die Bilder für Einbildungen. Nur wir wußten es besser. Aber zurück zu dir, Larry. Eines Tages lasen wir eine Anzeige in der Zeitung, in der eine Frau einen gewissen Henry De Camp suchte. Wir wurden natürlich sofort mißtrauisch, setzten uns mit der Frau in Verbindung, und es kam auch zu einem Treffen. Und dann erfuhren wir die Wahrheit. Diese Frau hatte von Henry ein Kind! Es war deine Mutter, Larry!«

Die letzten Worte waren haßerfüllt, und Lydia Bradford schleuderte sie Larry nur so entgegen.

»Ihr habt also meine Mutter gekannt«, sagte Larry.

»Ja, gut sogar.«

»Und was habt ihr mit ihr angestellt?«

»Kannst du dir das nicht denken, Larry?« Lydia Bradford sprach mit dem jungen Mann wie ein Lehrer mit einem sechsjährigen Schüler.

»Ihr – ihr habt sie also auch umgebracht?«

»Das lag doch wohl auf der Hand.«

»Oh, ihr verfluchten Bestien. Ihr… ihr…« Larry fehlten die Worte. Er erstickte fast an seinem Haß auf die beiden teuflischen Schwestern.

»Beruhige dich. Du wolltest die Geschichte doch zu Ende hören. Wie gesagt, diese Frau war deine Mutter. Aber sie taugte nichts. Sie war eine billige Barhure, und dich hatte sie einem Waisenhaus übergeben. Weshalb sie Henry suchte, hat sie uns nie gesagt. Wahrscheinlich waren wir ihr nicht geheuer. Aber sie hatte doch soviel Vertrauen zu uns gehabt, daß sie mit in dieses Haus gekommen ist. Wir haben sie dann vergiftet und sie bei Nacht und Nebel im Garten vergraben.«

»Wenn du willst, kannst du dir die Stelle sogar noch ansehen, Larry«, mischte sich Emily Bradford ein.

Der junge Mann schluckte. »Seid ihr überhaupt noch Menschen«, flüsterte er.

»Haben nicht Tiere mehr Gefühl und Barmherzigkeit als ihr?«

»Das mußt du uns gerade sagen«, fuhr Lydia ihm in die Parade. »Wer hat dich denn aus dem Waisenhaus geholt? Wir doch – oder?«

»Hättet ihr mich mal dort gelassen!«

»Ach, auch noch undankbar, der Junge. Das haben wir gern. Aber anscheinend ähnelst du zu sehr deiner Mutter. Wir haben dich doch hier zu dem gemacht, was du bist. Wir haben dich erzogen und dafür gesorgt, daß dir an nichts fehlt.«

»Ja«, sagte Larry verächtlich. »Das habt ihr wahrhaftig. Ich durfte nie

etwas allein tun. Ihr habt mir vorgeschrieben, mit wem ich verkehren soll. Ihr habt mich verhätschelt und verpäppelt, und hinterher wolltet ihr mir sogar noch einreden, ich wäre nicht ganz richtig im Kopf. Oh, dafür bedanke ich mich vielmals.«

»Warum regst du dich überhaupt so auf? Du mußt uns auch mal verstehen.«

Larry lachte hart. »Das ist doch der größte Hohn. Eine dreckige Mörderin bittet um Verständnis. Ausgerechnet den Mann, dessen Eltern sie umgebracht hat. Nein, tut mir leid, aber das kann ich beim besten Willen nicht verstehen.« Larry Harker spuckte plötzlich aus. »Damit du siehst, was ich von dir halte.«

»Das ist mir bereits klar geworden«, sagte Lydia Bradford. »Ich weiß, daß du nicht mehr zu uns gehörst. Und du wirst das gleiche Schicksal erleiden wie deine Eltern. Aber ich wollte dir noch etwas sagen. Du hast gefragt, warum wir dich großgezogen haben. Darauf gibt es eine ganz simple Antwort. Wir beide hatten Henry nie vergessen. Und wir wollten immer etwas bei uns haben, was von ihm war. Und das warst nun mal du, Larry. Wir haben dir den Namen deiner Mutter gegeben. Harker hieß sie. Den Vornamen habe ich allerdings vergessen, er ist auch nicht wichtig.«

»Genügte euch denn nicht die Mumie?« fragte Larry tonlos.

»Nein.«

»Und was ist mit diesem Sensenmann? Was hat er mit allem zu tun?«

Lydia hob die Schultern. »Das ist ein Rätsel der Schwarzen Magie. Wie ich schon erwähnte, wir haben viele Beschwörungen gebraucht, um den Tod aus den Dimensionen des Schreckens zu holen. Aber denke nicht, daß er nur einfach ein Schattenwesen ist. Nein, in ihm steckt der Geist deines Vaters. Der Geist, der in den Tiefen der Unendlichkeit umherirrte und sich erst durch die magische Beschwörung mit dem Sensenmann vereint hat.«

»Deshalb hat er mich also verschont«, sagte Larry krächzend.

»Genau. Es muß noch ein Funken Gefühl in ihm gesteckt haben. Aber weshalb er diesen Sinclair nicht getötet hat, das weiß ich auch nicht.«

»Darauf kann ich dir aber eine Antwort geben«, erwiderte Larry. »Ich habe den Sensenmann darum gebeten. Ich habe ihn angefleht, und er hat den Oberinspektor verschont.«

»Das ist also des Rätsels Lösung«, sagte die Alte. »Na ja, es ist aber nicht mehr so wichtig. Sinclair bekommen wir auch noch. Wir werden diesen gesamten Keller verhexen, wie man so schön sagt. Jeder, der ihn betritt und ihn hinterher lebend wieder verläßt, hat vergessen, was er gesehen hat. Aber das habe ich Inspektor Talbot schon erzählt. Ich will mich nicht noch einmal wiederholen.«

»Das ist auch gar nicht nötig«, meldete sich Talbot. »Was Sie eben von sich gegeben haben, Miss Bradford, waren zwei hundertprozentige

Mordgeständnisse. Und der Mord an Milly Day, dem armen Geschöpf, kommt noch hinzu.«

»Armes Geschöpf, sagen Sie? Machen Sie sich nicht lächerlich, Inspektor. Milly Day ist ein durchtriebenes Luder, wie all die Weibsbilder in dieser Schule. Nein, die eine genauso schlecht wie die andere. Schauen Sie sich nur diese Schlampe an. Sie wollte sich an Larry heranmachen. Ha, da ist sie aber an den Falschen geraten.«

»Wissen Sie, was ich glaube, Miss Bradford?« sagte der Inspektor.

»Bitte, reden Sie.«

»Sie sind wahnsinnig, nicht mit normalen Maßstäben zu messen. Ihre Eifersucht ist schon krankhaft. Sind Sie eine…«

»Bitte, schweigen Sie«, flüsterte Janet Sturgess. »Vielleicht lassen sie uns dann am Leben.«

»Die? Niemals.«

»Da hat der Inspektor recht, Miss Sturgess. Ich habe noch nie jemanden mit einer Pistole getötet. Heute probiere ich es an Ihnen aus. Sie kommen nicht lebend aus dem Keller.«

»Dann mußt du mich erst töten, Tante Lydia«, sagte Larry Harker, tat zwei schnelle Schritte und stand so zwischen Lydia Bradford und Janet Sturgess.

Die Alte lachte und schwenkte den Waffenarm herum. Die Pistolenmündung zeigte jetzt auf Inspektor Talbot. »Willst du ihn auch schützen, Larry? Paß genau auf, ich gebe dem Bullen noch drei Sekunden, dann schieße ich.«

Larry Harkers Blicke irrten zwischen dem Inspektor und seiner Tante hin und her. Im Hintergrund stand Emily Bradford und kicherte vor teuflischer Freude.

»Eins!«

Larry schloß die Augen. Mein Gott, dachte er, warum kommt denn dieser Sinclair nicht. Warum nicht?

»Zwei!«

»Nun, Larry? Immer noch so mutig?« hetzte Emily den jungen Mann auf.

»Drei!«

Larry stand wie festgeklebt. Er sah die aufgerissenen Augen des Inspektors in denen sich die Angst spiegelte. Unendlich langsam krümmte sich Lydia Bradfords Zeigefinger.

Aus! dachte Larry. Aus!

Und dann peitschte der Schuß!

***

In das Echo des Schusses mischte sich Lydia Bradfords gellender Wutschrei.

Die Kugel hatte ihr die Pistole aus der Hand gefegt. Sie war gegen die

Wand geprallt, zu Boden gefallen und neben Inspektor Talbot liegengeblieben.

Der Beamte erfaßte die Situation blitzschnell und rollte sich auf das Schießeisen.

»Ich glaube, jetzt drehen wir den Spieß einmal um«, sagte eine metallen klingende Stimme.

John Sinclair stand im Türrechteck. Er hatte sich unbemerkt herangeschlichen und hielt in der rechten Hand seine Beretta. Er schwenkte die Waffe hin und her, so daß er sowohl Lydia als auch Emily Bradford immer wieder vor der Mündung hatte.

In Lydia Bradfords Augen stand der blanke Haß. Hätten Blicke getötet, so wäre John Sinclair nicht mehr am Leben gewesen. Es war für die Frau glasklar, daß der Geister-Jäger ihre höllischen Pläne durchkreuzt hatte. Jahrelange Arbeit und Mühe waren umsonst gewesen, und John Sinclair war nicht der Typ, mit dem man sich arrangieren konnte.

Aber kampflos wollte Lydia Bradford das Feld nicht räumen. Wenn sie es selbst schon nicht schaffen konnte, dann mußte ihr wenigstens die Schwarze Magie beistehen.

Emily Bradford war vor Schreck wie erstarrt. Ihr Mund stand halboffen, und mit stierem Blick sah sie die Pistole in Johns Rechter an.

Larry Harker war ein Stein vom Herzen gefallen. »Endlich«, murmelte der junge Mann. »Ich hatte schon Angst, Sir, Sie wären nicht mehr rechtzeitig gekommen. Mein Gott, was ich in den letzten Minuten ausgestanden habe, das glaubt mir kein Mensch.«

John lächelte ihm und auch den beiden gefesselten Gefangenen beruhigend zu.

Sogar Talbot konnte wieder grinsen, während Janet Sturgess vor Erleichterung weinte.

»Und was haben Sie nun vor, Herr Oberinspektor?« fragte Lydia Bradford lauernd.

»Ich werde Sie verhaften und Sie einem Gericht übergeben«, erwiderte John. »Die Anklage lautet auf Mord. Ihr Geständnis war ja bühnenreif. Und verjährt sind die Taten auch nicht.«

»Glauben Sie denn, das ginge so einfach!« zischte die alte Hexe. »Nein, mein Lieber, dieser Keller steht unter dem Einfluß der Schwarzen Magie. So leicht werden wir es Ihnen nicht machen, auch wenn Sie der berühmte Geister-Jäger Sinclair sind.«

Lydia Bradford hatte die Worte kaum ausgesprochen, als sie zwei schnelle Schritte zur Seite tat.

»Bleiben Sie stehen!« schrie John.

Die Frau kümmerte sich nicht darum, sondern packte die Hand der Mumie.

»Sie schießen ja doch nicht, Sinclair!« kreischte Lydia. »Nicht auf eine Wehrlose.«

John wußte, daß die Gefahr plötzlich übergroß wurde. Von einem Augenblick zum ändern veränderte sich die Atmosphäre in dem Verlies. Ein schauriges Heulen jagte durch die Luft, und John, der sich auf Lydia Bradford werfen wollte, wurde wie von einer unsichtbaren Wand gestoppt. Janet Sturgess begann zu schreien.

»Bring das Mädchen weg, Larry!« brüllte John gegen das Heulen an.

Dann mußte er sich um Emily kümmern. Sie hing plötzlich an seinem Waffenarm, kreischte und schrie wie eine Furie.

John schlug mit der flachen Hand zu, doch er konnte Emily Bradford nicht abschütteln. Mit den Zähnen hackte sie nach Johns Handgelenk.

Aus den Augenwinkeln bekam der Oberinspektor mit, wie aus dem Mund der Mumie eine Plasmawolke quoll, auseinanderfächerte und die Konturen einer Gestalt annahm.

Lydia Bradford hatte durch ihre Berührung den Sensenmann materialisiert!

Endlich gelang es John, Emily Bradford abzuschütteln. Sie fiel gegen einen der Kerzenständer. Der schwere Leuchter bekam das Übergewicht, neigte sich zu Boden, und innerhalb von Sekundenbruchteilen leckte die Flamme über Emily Bradfords Körper und setzte die Kleidung in Brand.

Die Frau schrie wie am Spieß!

John hatte keine Zeit, sich um sie zu kümmern. Er mußte sich dem Tod zuwenden, der seine volle Gestalt angenommen hatte und die Sense schwang.

Zum Glück hatte Larry Harker das Mädchen aus der unmittelbaren Gefahrenzone gebracht.

Nur noch Inspektor Talbot war da. Mühsam kroch er dem Ausgang entgegen.

Lydia Bradford hatte sich auf die Mumie geworfen, sie mit beiden Armen umschlungen und schrie finstere magische Beschwörungen.

Die Sense zischte John entgegen.

Der Geister-Jäger warf sich zur Seite.

»Ja, töte ihn!« kreischte Lydia Bradford. »Töte ihn!«

Der Sensenmann wurde rasend. Seine Waffe fegte durch die Luft, beschrieb flirrende, glitzernde Halbkreise.

John Sinclair wurde immer weiter zurückgedrängt. Schon spürte er den Vorhang in seinem Rücken, der die Wand verbarg.

Wieder holte der Tod aus.

Eigentlich war es nur eine Frage der Zeit, wann sich John Sinclair den tödlichen Sensenhieb einfangen würde.

Im letzten Moment ließ er sich fallen.

Die Sense fegte über ihn hinweg, ratschte in den Stoff und verfing

sich darin.

Atempause für John, die aber durch einen gellenden Schrei unterbrochen wurde.

Emily Bradford hatte die Flammen nicht löschen können. Und sie war zu nahe an den Vorhang geraten, der augenblicklich Feuer fing.

Der Stoff brannte wie Zunder.

Emily geriet in Panik.

»Lydia!« brüllte sie. »Lydia, hilf mir!« Mit wirbelnden Armen rannte sie auf ihre Schwester zu.

»Zurück!«

Lydias Schrei kam zu spät. Emily hatte sich in ihrer Angst bereits auf ihre Schwester geworfen.

Die Flammen fanden neue Nahrung!

Im gleichen Augenblick schoß John vom Boden hoch und packte in einer verzweifelten Aktion den Knochenarm des Sensenmannes.

Plötzlich hörte John hinter sich ein mörderisches Gebrüll. Er drehte sich um seine eigene Achse, wirbelte den Sensenmann mit herum, den auf einmal die Kräfte zu verlassen schienen.

Johns Augen bot sich ein Inferno!

Die Mumie und die beiden Frauen standen in hellen Flammen. Die Schwestern machten keine Anstalten, sich von dem Körper zu lösen, an dem die Feuerzungen prasselnd ihre Nahrung fanden.

Und genau wie die Mumie, so zerfiel auch der Sensenmann.

John spürte plötzlich nicht mehr den Arm zwischen seinen Fingern. Der Tod löste sich buchstäblich auf und vereinte sich mit den dicken Rauchschwaden, die durch den Keller zogen.

John keuchte und hustete.

Er sprang in das Zentrum der Flammen, wollte die Frauen noch retten, doch er kam zu spät.

Es war ein erschreckender Anblick. Die beiden Zwillingsschwestern hatten den Tod gefunden, den sie selbst gesucht hatten.

Das Verlies war eine einzige Flammenhölle. John konnte nichts mehr von dem Sensenmann sehen. Er war endgültig eingegangen in die Dimensionen der Finsternis.

Dafür hörte John aber Talbots Hilferuf.

Der Inspektor hatte es gerade bis zur Tür geschafft. Dann hatten ihn die Kräfte verlassen. Er keuchte und hustete. Seine Augen tränten.

John packte den Inspektor unter den Achseln und zog ihn aus dem Keller.

Draußen auf dem Gang war die Luft besser. Jetzt merkte John auch, daß seine Kleidung schwelte. Ein paar Sekunden länger in dem Verlies, und er hätte ebenfalls in Flammen gestanden.

John Sinclair hatte keine Zeit, die Fesseln des Inspektors zu lösen. Er mußte so schnell wie möglich aus dem Keller.

Kurzentschlossen warf sich der Geister-Jäger Talbot über die rechte Schulter und wankte mit seiner menschlichen Last los.

Auf halber Treppe kam ihm Larry Harker entgegen. Er half John, mit anzupacken und den Inspektor ins Freie zu tragen. Dort legten sie ihn auf den Boden, und John schnitt mit seinem Taschenmesser die Fesseln durch.

»Was ist mit meinen Tanten?« fragte Larry. Schon am Klang seiner Stimme war zu hören, daß er mit dem Schlimmsten rechnete.

Er bekam es dann auch wenige Sekunden später von John bestätigt.

Larry senkte den Kopf. »Vielleicht war es für sie besser«, sagte er mit leiser Stimme. Dann wechselte er blitzschnell das Thema. »Die Feuerwehr ist übrigens alarmiert, Herr Oberinspektor.«

***

Das Haus konnte gerettet werden.

Während aus den Rohren noch die armdicken Wasserstrahlen schossen, standen John Sinclair, Inspektor Talbot, Janet Sturgess und Larry Harker auf der anderen Seite der Straße.

Larry hatte seinen Arm um Janets Schulter gelegt. Die Stunden der Gefahr hatten die beiden Menschen zusammengeschweißt, und John hatte das Gefühl, als würde dies ein Leben lang anhalten.

In das Haus wollte Larry nicht mehr zurück, das hatte er John bereits gesagt. Er wollte es – wenn es eben ging – verkaufen und mit dem Geld einen Teil seines Musikstudiums finanzieren. Bestimmt würde ihn Janet Sturgess bei diesem Vorsatz unterstützen.

»Und was machen Sie jetzt, John?« fragte Inspektor Talbot.

»Ich werde nach London fahren.«

»Aber nicht in dieser Nacht.«

»Wieso? Haben Sie noch etwas Bestimmtes vor?«

»So kann man es auch nennen. Ich bin ja praktisch von den Toten auferstanden. Und so etwas müßte eigentlich gefeiert werden. Wir fahren zu mir nach Hause. Ich habe dort noch einen phantastischen Whisky für besondere Anlässe. Und daß dies ein besonderer Anlaß ist, darüber gibt es wohl keine Diskussion.«

»Der Meinung bin ich allerdings auch«, sagte John Sinclair.

Einige Minuten später saßen sie bereits in Johns Bentley, den der Geister-Jäger etwas abseits des Hauses geparkt hatte.

Zwei junge Menschen sahen den Männern nach. »Wenn John Sinclair nicht gewesen wäre«, murmelte Larry Harker gedankenverloren.

Janet Sturgess schmiegte sich an ihn. »Komm, Larry, laß uns davon nicht mehr reden. Für uns gibt es nur noch die Zukunft, keine Vergangenheit mehr.«

»Ja«, sagte Larry, »die Vergangenheit ist mit den Flammen endgültig ausgelöscht worden…«

ENDE